Züge
aus dem Leben
des
J. F. Oberlin
gewesenen
Pfarrers im Steinthal

herausgegeben
von
Dr. G. H. v. Schubert.

Neunte Auflage.

Nürnberg,
Verlag der Joh. Phil. Raw'schen Buchhandlung.
(C. A. Braun.)
1855.

Züge
aus dem Leben
des
Johann Friedr. Oberlin,
gewesenen
Pfarrers im Steinthal.

Züge
aus dem Leben
des
Johann Friedr. Oberlin,
gewesenen
Pfarrers im Steinthal,
herausgegeben
von
Dr. G. H. von Schubert,
Geheimrath und Professor in München.

Neunte Auflage.

Nürnberg,
Verlag der Joh. Phil. Raw'schen Buchhandlung.
(C. A. Braun.)
1855.

Druck von Fr. Campe & Sohn.

Vorrede zur achten Auflage.

Ich lasse diesmal die Züge aus des theuren Vaters Oberlin Leben unverändert nach der siebenten Auflage abdrucken, wiewohl ich den Plan keineswegs aufgegeben, bei freierer Zeit und Muße, einst noch eine ausführlichere Lebensbeschreibung des unvergeßlichen Pfarrers im Steinthal zu schreiben. Materialien hiezu würden mir die seit dem Erscheinen der fünften Auflage aus lieber Hand empfangenen Tagebücher in Fülle geben.

Auch bei dieser Ausgabe will ich es nicht versäumen, mein Büchlein mit dankbarer Liebe an das englische Werk, genannt:

Memoirs of John Frederic Oberlin,
Pastor of Waldbach in the Ban de la Roche, London 1829

anzuschließen. Die Seele, aus welcher dieses Buch hervorgegangen, hat, eben so, wie die theuren Männer Lutteroth und Kraft, Oberlins Geist und Wesen besser verstanden, als Mancher, welcher die große Erscheinung dieses Mannes mehr aus der Nähe, zugleich aber von seinem Standpunkte aus, den

Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen. — Zu was allem hat man in neurer Zeit den guten, alten Oberlin machen wollen!

So möge denn das Büchlein von neuem seinen Lauf antreten durch das deutsche Vaterland und noch manchem Jüngling, dem Gott ein offenes Auge und offenes Herz für solche Wahrheiten gab, es zeigen, was Liebe zu Gott und den Brüdern vermöge, wenn sie rechtschaffen und treu ist und treu bleibt.

München, im August 1845.

Vorrede zur neunten Auflage.

Man fordert mich auf, diese neue Auflage der Züge aus Oberlins Leben mit einem letzten Worte zu begleiten. Ich finde dasselbe in dem Zuruf Pauli an die Philipper: „Sehet auf die, welche also wandeln."

Als dort zu Jerusalem, in den Tagen der neuen Schöpfung aus dem Wasser und Geist, Männer vom Hohenpriestergeschlecht die Freudigkeit sahen, mit welcher Paulus und Johannes das einige Heil,

das in Christo ist, bezeugten, „da verwunderten sie sich." Die Apostel hatten nicht allein durch das Wort ihres Zeugnisses, sondern durch die That, welche sie in dem Namen Jesu gethan, die Gotteskraft bewährt, welche in diesem Namen lieget, so daß selbst jene Feinde, von der Majestät des Geistes, die in Wort und That sich kund gab, überwältigt, nicht dawider reden konnten (Act. 4. V. 13, 14). In vielen andern aber weckte das freudige Wort der Apostel nicht nur Verwunderung, sondern „es gieng ihnen durchs Herz", so daß Tausende hinzugethan wurden zu der Gemeinde der Gläubigen.

Die heißesten Stunden in Oberlins Tagwerk trafen in eine Zeit, welche in mancher Hinsicht an die erinnern konnte, in welcher die Apostel ihr Zeugniß gaben. Ein ähnliches Gericht, wie damals über Jerusalem und sein Volk, schien in den Zeiten der französischen Revolution dem christlichen Zion zu drohen, welches fest gegründet stehet auf den heiligen Bergen. Eine Freudigkeit im unerschrockenen Bekenntniß, der Welt voller Empörer gegenüber, wie Petrus und Johannes zur Rettung vieler Seelen sie bewiesen, war in den Tagen der neuen Zionsstürmer nur bei Wenigen der Treugebliebenen zu finden. Oberlin war einer der vornehmsten und bekräftigtesten unter ihnen. In ihm wohnte, aus ihm wirkte jener freudige Geist des Bekenntnisses durch Wort und That, welcher aus der gewissen Erfahrung und Erkenntniß der Liebe hervorgehet, die Gott zu uns

hat und in der thatkräftigen Liebe zu den Brüdern sich bezeuget (Joh. 4. V. 16, 17. sowie 11, 12). Das Werk der Beglückung des Volkes, das die Zionsstürmer seiner Zeit als lügenhaftes Wort im Munde führten, während sie durch die That es zerstörten, hat er während seines 60jährigen Wirkens im Steinthal in stiller Verborgenheit begründet und hinausgeführt, weil bei ihm das Zeugniß der Worte und der Thaten aus der gemeinsamen Wurzel des Glaubens kam: an die Liebe, welche Gott zu uns hat. Der treue Zeuge sey und bleibe auch unserer Zeit, was er der seinigen war: Die Stimme eines Predigers in der Wüste: „Bereitet dem Herrn den Weg."

München, im Mai 1855.

Der Herausgeber.

1.

Das Steinthal in seinem jetzigen, so wie vormaligen Zustande.

Westwärts vom Einfluß der Ill in den Rhein, da, wo die Breusch ihren Lauf nach der fruchtbaren Ebene von Straßburg nimmt, erhebt sich das sogenannte Hochfeld, ein Urgebirgsrücken des Nieder-Rhein-Departements. Sein nordwestlicher Abhang bildet das Steinthal, das sich mit seinen allmählig ansteigenden Gewänden, hie und da mit Granitblöcken bestreut, bis zu einer Höhe von mehr als 3000 Fuß hinanzieht*). Sobald man über die Brücke, pont de charité genannt, ans jenseitige Ufer der Breusch gelangt, tritt man in diese ganz eigenthümlich merkwürdige Gegend, welche ihren besondern Charakter nicht der hier waltenden Natur, sondern dem Geist ihrer Bewohner verdankt. Reinliche, freundliche Häuser, von Stein erbaut, von Obstbäumen umgeben; eine zwar kunstlose, aber treffliche Straße, welche das Steinthal mit der Hauptstraße verbindet; be-

*) Der Gipfel des Hochfeldes ragt 3600 Fuß über die Meeresfläche empor.

quem gepflasterte Stege von einem Orte zum andern; Mauern, welche das Herabstürzen des fruchtbaren Erdreiches verhindern; klare Bäche, denen der Mensch ein künstliches Bett anwies, damit sie auf ihrem Laufe bis hinab zur Breusch blos nützen, nicht schaden können; Baumpflanzungen und fruchtbare Aecker zwischen trefflichen Wiesen machen diese Gegend zu einer Art von Lustgarten mitten im steinigen Gebirg. Der Fremde, der das Steinthal zum ersten Male besucht und in irgend einem Hause oder im Felde einige seiner Bewohner kennen lernt, wird überrascht und erfreut durch die Freundlichkeit und Offenheit der Gesichter, und durch jene Dienstfertigkeit und Höflichkeit, welche, das bemerkt man bald, keine angelernte Form ist, sondern aus dem Herzen kommt. Läßt er sich dann mit diesen freundlichen Landleuten in ein längeres Gespräch ein, so fällt es ihm auf, daß sie nicht, so wie alle Bewohner der umliegenden Gegend, jenes grobe Patois sprechen, welches hier an der Gränze zwischen Deutschland und Frankreich aus der Vermischung eines übelklingenden deutschen Dialektes mit einem eben so schlechten Französisch entsteht, sondern ein recht gutes, gebildetes Französisch oder ein gutes, treuherzig klingendes Deutsch. Aber was noch mehr ist: das, was jene Landleute sprechen, zeigt eine Bildung des Verstandes, einen Reichthum an allerhand nützlichen Kenntnissen an, dergleichen man sonst nur bei wohlunterrichteten, sorgfältig erzogenen Städtern zu treffen pflegt. Dieses Alles bemerkt denn schon ein nur durchreisender, nicht tiefer

forschender Fremder. Kommt aber einer hieher mit Sinn und Lust zum tieferen Forschen, und verweilt sich länger unter den Steinthalern, der entdeckt gar bald mitten in dem äußerlichen Paradies, das hier fleißige Menschenhände in eine gebirgige Wildniß hineingebaut haben, ein anderes, inneres Paradies in den Herzen der Bewohner, das nicht Menschen, das nur Gottes Hand pflanzen und bauen konnte. Da fallen ihm überall Züge einer gegenseitigen brüderlichen Liebe ins Auge, wie sie nur die Liebe zu Gott in der Menschenseele wecken kann. Ein Band der Zuneigung umschlingt Alle, wie Kinder eines gemeinschaftlichen Vaters; einer freut sich, einer leidet mit dem Andern. Man sieht Familienväter und Mütter von einer eben so großen Zahl armer verlassener Waisen, an denen sie Aelternpflicht vertreten, als der eignen Kinder, umgeben; Jungfrauen selbst, von erbarmender Liebe zu den versäumten und verlassenen Kleinen ergriffen, miethen von ihrem geringen Verdienste Zimmer für sich und die armen Kinder, die sie zu weiblichen Arbeiten anhalten und zu allem Guten auferziehen. Dabei zeigt sich in diesem Steinthal ein Interesse, ein lebendiger Eifer für Alles, was zur Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden dient, wie wohl in wenig andern Gegenden; und schon seit mehreren Jahrzehnten hat sich hier eine eigene Bibelgesellschaft, haben sich Verbindungen zur Unterstützung der Missionen gebildet. Man bemerkt eben an Allem, daß man da in einer Gegend wandle, deren meiste Bewohner Christen, in recht tiefem Sinne des Wortes, seyen.

*

Bei einer solchen Gesinnung, wie die vorherrschende der Steinthaler, fehlt es auch nicht an äußerlichem Segen; da ist nirgends ein Bettler, Jeder erwirbt sich und hat, so viel er bedarf; überall bemerkt man heitere Gesundheit und gute, äußere Ordnung; Fabriken und Gewerbe, so wie ein Feld- und Gartenbau, dessen Erzeugnisse zum Theil in Straßburg sehr gesucht werden, beleben das ganze Thal von Haus zu Haus.

Wer sollte aber meinen, daß dies dasselbe Steinthal sey, daß dies die Kinder derselben Aeltern seyen, die noch vor wenig Menschenaltern hier gefunden wurden? Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebten hier in drückender Armuth etwa achtzig Haushaltungen, fast blos von den Holzäpfeln, womit sie sich und ihre Schweine sättigten. Im Jahre 1709 wurde zwar der Kartoffelbau im Steinthal bekannt, aber so nachlässig und unzweckmäßig betrieben, daß der Ertrag um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kaum die Mühe und den Aufwand der Aussaat lohnte. Und die Bewohner jener Zeit! Ein armes, halb wildes, oft nur in zerrissene Kittel gekleidetes Volk, dessen rauhes Patois selbst in der Nachbarschaft unverständlich lautete. Ein Volk, das aber auch außer allem Verkehr selbst mit der näheren Umgegend stund, da es, schon durch die damalige Beschaffenheit des Thales 6 bis 7 Monate lang von aller Verbindung mit den Hauptstraßen abgeschnitten war. Denn damals ging noch keine Brücke über die wilde Breusch, keine Spur von Straßen, oder von jenen Seitenwegen, die jetzt von Dorf

zu Dorf, von Weiler zu Weiler führen, war zu sehen; die Bäche, die nun friedlich und Fruchtbarkeit verbreitend durchs Thal ziehen, stürzten sich noch ohne regelmäßigen Lauf bald da, bald dort von den Berggehängen herunter, rissen das wenige fruchtbare Land mit sich herab, stauchten sich zu gewissen Zeiten zu großen, schlammigten Weihern an; statt der grünenden Wiesen sah man großentheils nur Sümpfe; da wo jetzt Baumpflanzungen, Felder voll Flachs, Klee und Getreide bis an die Felsenspitzen hinansteigen, war ein Steinanger, dessen Erdreich täglich die Schweine, nach Nahrung suchend, durchwühlten; statt der jetzigen reinlichen Häuser zeigten sich überall armselige, unreinliche Hütten.

2.
Oberlins Vorgänger im Steinthale.

Die Bewohner der armseligen Hütten, von denen wir zu Ende des vorhergehenden, ersten Kapitels redeten, nannten sich zwar Christen Augsburgischer Confession, aber die wenigsten unter ihnen hatten nur eine Bibel gesehen, hatten nur die nothdürftigste Kenntniß von den Hauptwahrheiten des Christenthums; überall war Unfrieden und Unsegen. Das Steinthal hat, auffallender als irgend eine andere mir bekannte Gegend, in Zeit von drei auf einander folgenden Menschenaltern gezeigt, was schlechte Seelsorger zu schaden, und was ein guter, treu meinender zu nützen vermöge. Die Geistlichen, welche den armen Bewohnern dieses Thales in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Evangelium verkünden sollten, waren, das ist leider nur zu gewiß, Seelenverderber, statt Seelenretter, von deren einigen die armen Steinthaler nichts Neues lernten, als das Branntweintrinken und die Liebe zur Jagd. Einer der letzten Geistlichen, welche vor Oberlin hier waren, ist unter andern ein so eifriger Jäger gewesen, daß er einst, als er zu einem Kranken gerufen war und nahe am Wege einen Hasen erblickte, wieder umkehrte und seine Flinte holte, mit der Aeußerung, der Kranke könne ihm nicht entlaufen, wohl aber der Hase.

Es ist hier ein fauler Fleck unserer Kirchenverwaltung. Jene Jünglinge, welche am begabtesten erscheinen zur

Verkündigung des Evangeliums, reich an Kenntnissen, unbescholten an Sitten, glaubt man eben hiedurch vor Andern berechtigt, an irgend eine reichere Gemeinde gestellt zu werden; während man die Unbegabten, ja die Tadelnswerthen gleichsam zu ihrer eignen Strafe jenen armen Gemeinden sendet, denen in ihrer Verlassenheit kein anderes Gut bleibt, als das Evangelium. Liebe Jünglinge, wollt ihr denn selber auch so denken, blos auf äußeren Lohn von Menschen sehen, und jenen ungleich größeren, der von Gott kommt, und welcher Denen versprochen ist, welche sich der Verlassenen und Verwais'ten annehmen, so gar nicht achten? Doch es denken zum Glück nicht alle jungen Geistlichen so. Auch in das arme Steinthal ging im Jahr 1750, von apostolischem Geist und inbrünstiger Liebe zu den Brüdern getrieben, ein edler Candidat der Gottesgelahrtheit: Johann Stuber. Er fand die Schweine nährenden Steinthaler, als wahre Gergesener, in einem Zustand, in welchem sie, ein höheres Bedürfniß weder fühlend, noch ahnend, den Friedensboten, wenn es bei ihnen gestanden, wohl eben so gern von ihren Gränzen gewiesen hätten, wie die Gergesener den Heiland. Gleich am andern Tage, nachdem er in Waldbach, seinem nunmehrigen Pfarrort, angekommen, ließ er sich nach der Schule führen. Da fand er in dem schmutzigen Zimmer einer elenden Hütte die Kinder des Dorfes, welche laut mit einander plauderten und durch einander schrieen. „Wo ist denn euer Schulmeister?" fragte der Pfarrer. — Die Kinder zeigten

auf ein altes Männlein hin, welches kraftlos in einem Bette lag. „Seyd Ihr der Schulmeister?" fragte ihn der Pfarrer. „Ja, Herr," sagte ihm das alte Männlein. — „Was lehrt Ihr denn eure Kinder?" — „Nichts, Herr Pfarrer!" — „Ei, warum denn nicht?" — „Weil ich selber nichts weiß." — „Wie seyd Ihr denn aber Schulmeister geworden?" — „Ich bin eigentlich der Schweinhirt gewesen, da ich aber zu kraftlos geworden, hat mich die Gemeinde abgesetzt, und ich soll nun die Kinder hüten." — In einem ähnlichen Zustande waren denn auch die Schulen in den andern zur Pfarrei gehörigen Dörfern. Denn wenn auch in diesen die sogenannten Schulmeister keine gewesenen Schweinehirten waren, so waren sie dagegen noch fortwährend Schaafhirten, die im Sommer ihre Heerden weideten, im Winter, so weit sie dies vermochten, Schule mit den Kindern hielten.

Stubers ernstes Sinnen und Streben ging nun dahin, tüchtige Schullehrer in der Gemeinde selber heran zu bilden. „Schullehrer?" sagten die Aeltern, deren fähigere Söhne Stuber zu diesem Geschäfte ausersehen hatte, „Schullehrer sollen unsere Söhne nicht werden, dazu geben wir sie nicht her." Stuber hielt an sich, und beschloß, diese krankhafte Seite einer Gemeinde, bei welcher das Schullehreramt unter den Schweinhirtenstand heruntergesunken, und, so wie dieser, für unehrlich geachtet war, schonend zu behandeln. „Ich meine nicht," sagte er, „daß eure Söhne solche gewöhnliche Schulmeister werden sollen; nein, das würde sich nicht schicken, sondern

zu Herren Schulregenten (Messieurs les régents) will ich sie machen." Alsbald fanden sich mehrere Jünglinge aus der Gemeinde, welche Schulregenten werden wollten.

Jetzt fehlte es vor Allem an einem zweckmäßigen Schulhause. Stuber wünschte das dazu nöthige Bauholz unentgeldlich aus den Waldungen zu erhalten, in welchen die Steinthaler vormals das Recht hatten, sich ihr Bauholz zu fällen. Bei dem sehr heruntergekommenen Zustand dieser Waldungen hielt es jedoch der Prätor, Abbé von Regemorte in Straßburg, für seine Pflicht, dieses Gesuch der Gemeinde rund abzuschlagen. Stuber ging selbst zu dem Herrn Prätor. Nachdem er ihn so dringend als möglich um Gewährung seines Gesuches gebeten, und noch immer nur verneinende oder ausweichende Antworten bekommen, stand er auf und sagte: „Nun wohl, ich will mich bescheiden, aber Ew. Excellenz erlauben doch, daß ich bei wohlthätigen Personen zum Baue unseres Schulhauses einige Gaben einsammeln dürfe?" „Sehr gern," antwortete der Prätor. „Wohlan denn," sagte der Pfarrer, indem er seinen Hut hinhielt, „Ew. Excellenz sind als ein sehr wohlthätiger Herr bekannt, ich mache bei Ihnen den Anfang." Der Prätor umarmte den Pfarrer, und versprach ihm das nöthige Bauholz für das Schulhaus; jedoch mit der Bedingung, daß Stuber, so oft er nach Straßburg käme, bei ihm zu Mittag essen, und gleich heute hiermit du Anfang machen solle.

Die jungen, künftigen Schulregenten fingen indeß an, unter Stubers Aufsicht die Kinder lesen zu lehren und

sonst zu unterrichten. Aber Stubers Aufsicht war hiezu sehr vonnöthen, kein Schulmeister im Steinthale konnte noch fertig lesen, noch viel weniger den Sinn und Zusammenhang des Gelesenen fassen*). War da zu Ende der Stunde eine Seite heruntergelesen, und stand etwa vom letzten Worte ein Theil auf der nachfolgenden Seite, wie Kna=ben, so waren weder Lehrer noch Schüler so vernünftig, das Wort oder gar den Satz vollends auszulesen; sondern endigten heute mit Kna= und fuhren morgen mit =ben fort. Junge und Erwachsene waren, wenn man ihnen den Anfang eines Kapitels in der Bibel wies, deshalb noch nicht im Stande, das Ende des vorhergehenden zu finden. Stuber dachte vor allen Dingen darauf, das Lesen=lernen und =lehren gründlicher und zweckmäßiger einzurichten. Er schaffte Syllabir=Bücher herbei, womit ein Wohlthäter zu Straßburg ihm ein Geschenk machte. Die Steinthaler konnten sich gar nicht denken, was diese Büchlein voll unzusammenhängender Wörter bedeuten sollten, und viele von ihnen glaubten, ihr Pfarrer wolle Hexerei damit treiben. Da jedoch bald nach der Einführung dieser Büchlein die Schulkinder überaus rasche Fortschritte im Lesen machten, bemerkten dieses ihre erwachseneren Geschwister und Aeltern; diese schämten sich nun, daß die kleinen Kinder besser lasen, als sie, und baten um Erlaubniß, auch die Schule besuchen zu dürfen. Stuber gab ihnen diese sehr

*) Die Kinder lasen Jésus für je suis, canaille für canal u. dergl., ohne daß der Lehrer den Fehler rügte oder auch nur gewahr wurde.

gern, die Unterrichtsstunden wurden vermehrt, und man sah nun öfter mit den kleinen Kindern zugleich ihre Aeltern, ja Großältern das Lesen lernen. Das Nächste, was hierauf Stuber that, war, daß er meist auf eigene Kosten französische Bibeln aus Basel kommen ließ. Zur leichteren Verbreitung ließ er jedes Exemplar in drei Theile binden, stellte sie in den Schulen auf, und erlaubte den Kindern, sie mit nach Hause zu nehmen. Die Steinthaler hatten bisher nichts Anderes von der Bibel gewußt, als daß es ein großes Buch sey, worin Gottes Wort stehen solle; sie konnten sich lange nicht überzeugen, daß diese kleinen Bücher auch Bibeln seyen. Was nun vollends altes, was neues Testament, was ein Buch, Kapitel, Vers wäre, das wußten sie gar nicht; denn selbst einer ihrer besten Schullehrer hatte während seiner zwanzigjährigen Amtsführung keine Bibel im Hause gehabt. Jetzt aber kamen die Steinthaler bald dahin, daß sie in ihren mit in die Kirche gebrachten Bibeln den Text nachschlagen, und demselben während der Predigt folgen konnten. Stuber erklärte die ganze heilige Schrift nach der Folge der Bücher. Bei jedem seiner Vorträge kam er aber immer wieder darauf zurück: „Wir wollen ein Volk Gottes werden, Gott zeigt deutlich, daß er Gutes mit uns vorhabe; — wir können in hiesiger Stille und Einfalt so gar glücklich seyn, wenn wir vor Gott wandeln: — Gottes Arm ist nicht verkürzt, ohnerachtet unserer äußeren bedrängten Lage kann er uns helfen, schützen, segnen; — welche Freude ist es, eine unschuldige, redliche

Gemeinde von Erlöseten Jesu Christi zu seyn, u. s. w."
Stuber nahm in seinen Vorträgen mehr den Ton einer freundschaftlichen, würdigen Unterhaltung, als den der gewöhnlichen Kanzelrede an. Oft fragte er seine Zuhörer von der Kanzel herab, ob sie denn das auch verständen, oder ob sie es im Gebet zu Gott verstehen lernen wollten? Von Zeit zu Zeit änderte er die gewöhnlichen gottesdienstlichen Formulare, damit die Aufmerksamkeit erneut, und nichts zur bloßen Gewohnheit werde. Ueberzeugt, daß zur wahrhaften Erbauung beim öffentlichen Gottesdienst ein guter, harmonischer Kirchengesang außerordentlich wirksam sey, versuchte Stuber auch hierzu seine Gemeinde zu bilden, unter welcher damals weder Erwachsene noch Kinder ein Lied zu singen vermochten. Seinen Bemühungen gelang es, daß nach einigen Jahren die meisten Lieder harmonisch vierstimmig in seiner Kirche gesungen werden konnten.

Stuber hatte sechs Jahre unter seiner Gemeinde gelebt und gewirkt, als er im Jahr 1756 einem vortheilhaften Ruf zum Pfarramt im Städtlein Barr jenseits des Hochfeldes folgte. Aber er behielt ein beständiges Heimweh nach seiner armen, nun doppelt verlassenen Gemeinde, zu deren Seelsorger man abermals einen höchst unwürdigen Menschen bestellt hatte. Als daher dieser vier Jahre später weiter befördert wurde, meldete sich Stuber von Neuem um die arme Pfarrei Waldbach. Sein Gesuch war allen denen, welche den Trieb des Geistes Gottes im Menschenherzen nicht kennen, unbegreiflich.

Wie? sagte man, eine so einträgliche, ansehnliche Stadtpfarrei will er mit der armen Wildniß von Waldbach vertauschen? Man konnte ihm indeß seine Bitte nicht abschlagen, und Stuber zog wieder in sein geliebtes Steinthal ein. Ein Jubel hatte sich durch das ganze Thal verbreitet, Alt und Jung war dem ihnen wieder geschenkten Vater bis auf die Spitze des Berges, der sie bisher von ihm getrennt hatte, entgegen gegangen. Jeder, der nur konnte, hatte eine Gabe aus den armen Erzeugnissen des Landes mit sich gebracht; Freudenthränen sah man in jedem Auge, und da endlich der Pfarrer unter sie getreten, und Einige mit der Hand gegrüßt hatte, brach die Freude in ein lautes Weinen aus. — In diese zweite Periode von Stubers Aufenthalt im Steinthal fällt eigentlich sein meistes, gesegnetstes Wirken, so wie wir es vorhin beschrieben. Es war dies eine Aussaat unter Thränen gewesen, denn während seiner zweiten Amtsführung in Waldbach starb ihm seine innig geliebte, treue Gehülfin und Lebensgefährtin: Maria Salome, in der Blüthe ihrer Jugend.

Mehrere Jahre nachher erhielt der treue Seelsorger einen ehrenvollen Ruf nach Straßburg, als Pfarrer zur St. Thomas-Kirche. Diesem Rufe glaubte er nun mit gutem Gewissen folgen zu dürfen, weil er jetzt selber Gelegenheit finden würde, zur Wiederbesetzung der Pfarrei Waldbach einen wahrhaft frommen, von göttlichem Ernst und Trieb erfüllten Kandidaten auszuwählen.

3.
Oberlins Kindheit und Jünglingsjahre.

Wir kommen nun zu der Geschichte des langjährigen Wohlthäters des ganzen Steinthales, des ausgezeichneten Mannes, den der Titel dieser kleinen Schrift nennt: des Johannes Oberlin. Gewöhnlich, wo sonst Christus zu den Völkern, oder zu den einzelnen Gemeinden, oder in die Seele eines Menschen kommen soll, geht ihm der ernste Prediger der Buße, Johannes der Täufer, voraus, und macht ihm Bahn in die Herzen; zuweilen jedoch, wenn diese Herzen schon durch äußere Noth und Leid gebeugt sind, kündigt noch vorerst den strengen Prediger der Wüste die lockende, liebende Stimme eines sanften Johannes des Apostels an. Das arme Steinthal hat beide Johannes in dieser wechselnden Aufeinanderfolge in sich gehabt: Stuber kam zuerst mit den sanften, warmen Sonnenblicken der göttlichen Liebe, und schmolz so die kalte, harte Eisrinde der Rohheit, welche äußere Noth über die Herzen der Steinthaler gezogen; sein Nachfolger Oberlin konnte dann erst das aufgethaute Erdreich mit der Schärfe des göttlichen Wortes pflügen, und mit dem fruchtbaren Saamen des ewigen Lebens bestellen. Es wird die beste Charakterschilderung des merkwürdigen Mannes seyn, wenn wir hier einige Züge aus seiner Kindheit und Jünglingszeit voraussenden, in denen sich schon ganz die vorherrschende Art und Richtung seines späteren Mannesalters verrieth.

Johann Friedrich Oberlin wurde am 31sten August 1740 zu Straßburg geboren. Sein Vater, ein trefflicher Gelehrter, war Professor am Gymnasium daselbst; sein älterer Bruder ist der allgemein anerkannte Alterthumsforscher Oberlin gewesen. Der Vater Oberlin war ein Mann voll Gottesfurcht, und zugleich voll kindlich heiterer Laune. Mit seinen Kindern — ihm hatte seine Gattin neun geboren, und darunter sieben Söhne — konnte er wie ein frohes Kind spielen; schnallte sich, wenn er am Donnerstag Abends im Sommer mit ihnen auf dem Familiengütlein zu Schiltigheim war, eine Trommel an, stellte die Buben in eine Linie, und ließ sie exerciren. Aber so kindlich der Alte mit seinen Knaben zu spielen wußte, so männlich ernst wußte er sie auch, überall wo es galt, an unbedingten Gehorsam zu gewöhnen. Ein Nachbar kam einmal herein, als der Alte mit seiner Kinderschaar bei Tische saß, und wollte den Vater Oberlin sogar bedauern, daß er sieben so feurige, muntere Buben habe. „Ich," so fügte er hinzu, „habe nur zwei, und diese sind eben so viele Nägel zu meinem Sarge." — „Mein lieber Nachbar," antwortete Vater Oberlin, „das sind mir die meinigen nicht, denn sie haben gehorchen gelernt, und thun es gern. Und wenn jetzt der Tod hereinkäme, und wollte mir eines von den Neunen nehmen (hier zog er seine Mütze ab und warf sie gegen die Thür), ich würde ihm sagen: Kerl, wer hat dir denn weiß gemacht, daß ich eines zu viel hätte?"

Die Nahrung und Nothdurft des Leibes für solch

eine zahlreiche Familie konnte dem alten Oberlin freilich manchmal, bei seinem beschränkten Einkommen, zu einer drückenden Last werden; die Gemüthsart der Kinder ließ ihn aber den Druck nicht lange fühlen. Jeden Sonnabend bekam ein jedes der Kleinen seine zwei Pfennige vom Alten geschenkt, konnte sich dafür Obst, Weißbrod oder sonst etwas kaufen, oder auch die Pfennige zusammensparen. Die Kinder, vor allen aber, wie es scheint, der kleine Fritz, sparten gewöhnlich den größeren Theil dieser und andrer ihnen zufließenden Geschenke zu einer Art von Nothpfennig auf. Sahen sie dann an der trüben Stirn ihres Vaters, daß dieser eine Schuster- oder Schneiderrechnung für sie, wie er dies immer sogleich und ohne allen Abzug zu thun gewohnt war, nicht bezahlen konnte, so gaben sie sich einen Wink, liefen und brachten alle zugleich dem Vater ihre kleinen Ersparnisse, welche der Alte jedoch nur selten, und dann mit Freudenthränen in den Augen, von ihnen annahm. Oder die fromme Mutter erzählt den Kindern von dem unverschuldeten Unglück einer armen Familie, und fügt hinzu, daß sie und der Vater den armen Leuten etwas schenken wollten. Da laufen die Kleinen nach ihren Sparbüchsen, bitten, daß man auch von ihnen einen Beitrag annehmen möge, selbst die alte Dienstmagd, die seit Jahren um geringe Bezahlung diente, bringt ihren noch unberührten Halbjahrlohn, und will durchaus an der Wohlthat Theil nehmen.

Außer dieser Anwendung der Ersparnisse im älterlichen Hause machte der kleine Fritz davon noch eine an-

dere, worin sich schon ganz die künftige Art des nachmaligen Pfarrers im Steinthal ankündigt. Lose Buben hatten einst einer Bäuerin ihren Korb mit Eiern vom Kopfe gestoßen. Die Frau weint und ist trostlos. Fritz kommt dazu, schilt mit dem ihm eigenen Muthe die bösen Buben wacker aus, läuft aber dann vor allem nach Hause, holt seine ziemlich gefüllte Sparbüchse, schüttet ihren Inhalt in den Schooß der weinenden Bäuerin, und läuft eben so schnell wieder davon. — Ein anderes Mal sieht er eine alte arme Frau an der Bude einer Trödlerin. Die Alte handelt um ein nothwendiges Kleidungsstück, ihr fehlen noch etliche Kreuzer an der kleinen Summe, von welcher die Trödlerin nicht abgehen kann und will, mehr aber hat nun einmal jene nicht, als sie bot; traurig geht sie weiter. Da springt Fritz zu der Käuferin hin, drückt ihr die noch fehlenden Kreuzer in die Hand, und sagt leise zu ihr: rufet jetzt die arme Frau zurück und laßt ihr den Rock. Darauf läuft er davon. — Einst sieht Fritz, wie ein Bettelvogt einen armen Krüppel, der ein Almosen angenommen, auf der Straße mißhandelt. Voll Muth drängt sich der Kleine zwischen den Häscher und den armen Mann, und verweis't jenem seine Unmenschlichkeit. Der aber will jetzt den Kleinen anpacken, was jedoch die Nachbarn, die das muntere Kind alle lieb hatten, verhindern. Einige Tage nachher begegnet Fritz dem rohen Menschen in einem engen Gäßchen. Einige Augenblicke besinnt er sich, ob er wohl fliehen solle? „Nein,“ sagt er bei sich selber, „der liebe Gott ist mit

mir, ich habe einem armen Mann geholfen," und geht muthig fort. Der Bettelvogt lächelt ihn an und läßt ihn ruhig vorüber gehen.

Den männlichen, jedem Unrecht entgegentretenden Muth hatte ihm sein trefflicher Vater angeerbt und anerzogen, die gleichsam mütterliche Geschicklichkeit und Zärtlichkeit, womit er fremder Noth abzuhelfen wußte, schien ein Erbtheil der sanften, zärtlichen Mutter; Liebe zu Gott, und zu allem, was gut und löblich ist, hatte er von beiden. Abends, wenn die Kinder um die Aeltern versammelt waren, zeichnete ihnen Vater Oberlin, so gut er es konnte, Bilder vor, welche jene nachmalten, oder die Mutter, zuweilen auch eines der Kinder, las etwas vor. Besonders tief ist der Eindruck gewesen, den die schönen religiösen Gesänge der Mutter auf die Kleinen machten. Denn ein frommer, wohltönender Gesang ist für den zarten, eben aufwachenden religiösen Sinn eines Kindes eine eben so leicht eindringende, heilsame Nahrung, als die Muttermilch für den zarten Leib eines Säuglings, und es giebt für jenen Sinn bei Kindern kein besseres Weckungs= und Bildungsmittel, als einen guten Gesang. In des alten Oberlins Hause waren die Kinder so sehr an dieses geistige Nahrungsmittel gewöhnt, daß sie des Abends nie zur Ruhe gehen wollten, ehe ihnen die „liebe Mama" noch ein schönes frommes Lied mit ihrer lieblich lautenden Stimme gesungen hatte. An das schloß sich dann immer noch ein Gebet an, und so wußte diese treue Mutter schon frühe die Seelen ihrer

Kinder zu Dem zu führen, welcher geboten hat: lasset die Kindlein zu mir kommen.

Unser Johann Friedrich Oberlin war schon sehr frühe auf eine mächtige und lebendige Weise von der göttlichen Gnade ergriffen, und schon im Knabenalter war dies sein beständiges Gebet: „Herr, rede, denn dein Knecht höret. O Gott, lehre mich thun deinen Willen!" Noch mehr wurde er dann in seinen Jünglingsjahren in dem Leben aus Gott geübt und befestigt. Außer dem Beispiel und der Lehre seiner trefflichen Aeltern, hatte zu dieser innern Begründung seines christlichen Sinnes hauptsächlich der damals in Straßburg sehr gesegnet wirkende Dr. Lorenz Vieles beigetragen. Schon in der Zeit, als Oberlin noch das Gymnasium besuchte, machten die Predigten jenes wahrhaft großen Mannes einen tiefen Eindruck auf ihn, und als Student waren ihm die Vorträge desselben die liebsten und gesegnetsten von allen. In seinem Nachlasse fand sich noch ein eigenhändiger Aufsatz, den er, eben in jener Zeit seiner Studien, in seinem zwanzigsten Lebensjahre (am 1sten Januar 1760) niedergeschrieben, und zu dessen ganzem Inhalte er sich dann zehn Jahre hernach, am 1sten Januar 1770, abermals feierlich bekannt hat. Dieser Aufsatz enthält eine Verlobung seines ganzen Wesens und aller seiner Lebenskräfte an Gott: ein feierliches Bündniß mit diesem, für Zeit und Ewigkeit. Wir wollen dieses merkwürdige Aktenstück aus Oberlins Leben hier größtentheils mittheilen:

„Ewiger, unendlich heiliger Gott! mich verlanget

sehnlich, vor Dir erscheinen zu dürfen, im Gefühle der tiefsten Demuth und mit zerknirschtem Herzen. Ich weiß es wohl, ein Erdenwurm, wie ich bin, ist unwürdig, vor den König aller Könige, vor den Herrn aller Herren zu treten; vorzüglich bei einem Anlasse wie dieser, um einen Bund mit Dir zu schließen. Allein Du selbst, o barmherziger Gott, hast ja diesen Bund veranstaltet, hast mir ihn in Deiner unendlichen Gnade durch Deinen Sohn anbieten lassen; Du selbst hast mein Herz dazu vorbereitet. So komme ich denn zu Dir, und bekenne Dir, daß ich ein großer Sünder bin, ich schlage an meine Brust und spreche mit dem reuigen Zöllner: Gott, sey mir Sünder gnädig! Ich komme, weil ich im Namen Deines Sohnes bin eingeladen worden, und verlasse mich ganz auf seine vollendete Gerechtigkeit. Um seinetwillen flehe ich Dich an, vergieb mir meine Uebertretung; und gedenke nicht mehr meiner Sünden. Ach ja, ich flehe Dich an, söhne Dich mit Deiner untreuen Creatur wieder aus: ich bin nunmehr von Deinen Rechten auf mich überzeugt, und wünsche Nichts sehnlicher, als Dir anzugehören. Heiliger Gott, heute übergebe ich mich Dir auf das feierlichste. Höret, ihr Himmel, Erde nimm es zu Ohren: Heute bekenne ich, daß der Herr mein Gott ist. Vernimm meine Worte, o Gott, und schreibe in Dein Buch, daß ich hinfüro ganz Dein seyn will. Im Namen des Herrn der Heerschaaren entsage ich heute allen andern Herren, die früherhin mich beherrscht haben, den Freuden der Welt, denen ich mich überlassen hatte, den Begierden

des Fleisches, die in mir lagen. Ich entsage allem Vergänglichen, damit mein Gott mein Alles sey. Dir weihe ich Alles, was ich bin und habe, die Kräfte meiner Seele, die Glieder meines Körpers, mein Vermögen, meine Zeit. Hilf Du selber, o barmherziger Vater, daß ich Alles nur zu Deinem Ruhme anwende, und zum Gehorsam gegen Deine Befehle gebrauche. Dir anzugehören, soll mein demüthiges, heißes Verlangen in alle Ewigkeit seyn. Trägst Du mir auf, in diesem Leben Andere zu Dir hinzuführen, gieb mir dann den Muth und die Kraft, frei und offen Dich zu bekennen. Schenke mir die Gnade, daß ich nicht allein mich Deinem Dienste weihe, sondern auch meine Brüder bewege, sich ihm zu widmen. Deiner Leitung übergebe ich meine Person und Alles, was mir angehört. Dein Wille, nicht der meinige geschehe; gebrauche mich, Herr, als ein zu Deinem Dienste bestimmtes Werkzeug; sieh mich an, als zu Deinem Volke gehörig, wasche mich im theuren Blute Deines Sohnes, bekleide mich mit seiner Gerechtigkeit, heilige mich durch seinen Geist, mache mich immer mehr seinem Bilde ähnlich, kehre mit ihm bei mir ein, mein Herz zu reinigen und zu stärken. — Verleihe mir den Trost, mein Herr und mein Gott, daß ich in stetem Gefühle Deiner Nähe mein Leben hinbringe: und habe ich gestrebet, Dir zu gehorchen und Deinem Willen mich zu unterwerfen, so rufe mich ab, wann und wie Du es für gut findest. Gieb, daß ich noch meinen letzten Athemzug zu Deinem Dienst gebrauche. Inbrünstig bitte ich Dich in meines

Jesu Namen, daß ich Dich in meinen letzten Lebenstagen noch preisen könne, daß ich in allen Leiden, die Deine weise Vorsehung vielleicht mir zusenden wird, nur Geduld und Ergebung in Deinen heiligen Willen beweisen möge; stärke meine Seele, verleihe ihr Zuversicht, wann Du sie abrufen wirst, und nimm dieselbe in den Schooß Deiner ewigen Liebe auf; nimm sie auf in die Wohnungen Derer, die in dem Herrn gestorben sind, in jene Wohnungen, wo man in ewiger Jugendfülle unaussprechliche Freude genießt. Dir, o Vater, sammt dem heiligen Geiste werde ewiges Lob gesungen von den Millionen Deiner Erlösten, und von den himmlischen Geistern, an deren Arbeit und Seligkeit Du sie Theil nehmen lässest. Meiner Väter Gott, der Du Deinen Bund hältst, und Deine Segnungen spendest bis in das tausendste Glied, ich flehe zu Dir in Demuth, da Du ja weißt, welch' ein trügerisches Ding es um das menschliche Herz ist! Verleihe mir die Gnade, mit aller Aufrichtigkeit des Herzens in diesen Bund einzutreten, und die Weihe zu bewahren, womit ich bei meiner Taufe geweiht worden bin. Der Name des Herrn sey mir zum ewigen Zeugniß, daß ich ihm dieses Gelübde unterzeichnet habe, mit dem festen, treuen Willen, es zu halten."

Als Kandidat war unser Oberlin einige Jahre Erzieher in dem Hause des berühmten Wundarztes Dr. Ziegenhagen. Diese Gelegenheit benutzte er trefflich, um sich jene ärztlichen und chirurgischen Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben, womit er in der Folge

den Bewohnern seines armen Steinthals, in deren Nähe damals noch kein Arzt wohnte, gar oft nützlich wurde.

Neben dem tiefen und unwiderstehlichen Triebe, sich dem Amte zu widmen, das die Versöhnung predigt, hatte unser Oberlin in seinen jüngern Jahren eine ganz besondere Neigung zum Militärstande. Diese war für ihn so unwiderstehlich, daß er sich, mit Bewilligung der Offiziere, den gewöhnlichen Exercierübungen des Militärs anschloß. Sein Vater, der jede solche Neigung seiner Kinder darauf ansahe, ob sie wohl ein innerer Beruf sey, wollte ihn durch zweckmäßigen Unterricht, wenn er möchte, zum Kriegsdienst vorbereiten; der Jüngling aber äußerte darauf, daß er, so sehr er auch eine gewisse Neigung zum Soldatenstande fühle, ihn doch nur dann ergreifen würde, wenn ihm noch ein besonderer Ruf dazu käme: wenn z. B. einer Wittwe die einzige Stütze in ihrem Sohne entrissen würde, dem wollte er freudig die Flinte abnehmen, und ihn seiner Mutter wiedergeben. — Mit jener Neigung unsers Oberlin war es indeß sehr übereinstimmend, als man ihm eine Feldprediger-Stelle bei einem französischen Regiment übertrug. Vor dem Antritte dieses Amtes wollte er sich in einer andern Art von Waffen üben, als die gewöhnlichen Militärpersonen pflegen. Er wußte, daß er bei seiner Stelle vorzüglich oft Spöttereien und Ausfälle gegen die geheiligten Wahrheiten der Religion werde aushalten und bekämpfen müssen. Die damalige Rüstkammer der Religionsspötter war besonders in Vol-

taire's Werken enthalten. Oberlin las diese mit Aufmerksamkeit, und so sehr er den flachen Spott jenes gepriesenen Schriftstellers verabscheute, fällte er doch über ihn das Urtheil: „Voltaire habe den Aberglauben durch Unglauben gestürzt."

Eben als Oberlin im Begriff stand, seine Feldpredigerstelle nun wirklich anzutreten, kam der oben erwähnte fromme Pfarrer Stuber nach Straßburg, um sich da einen recht würdigen Nachfolger für seine Pfarrei im Steinthal auszuwählen. Von Oberlins frommem Sinn und Eifer hatte er viel gehört; er suchte ihn auf. Man wies ihn in ein kleines Dachstübchen; in einer Ecke desselben sieht er ein Bett mit papiernen Vorhängen, in welchem unser Kandidat an heftigem Zahnweh darnieder lag. Stuber tritt näher, scherzt mit dem muntern Jüngling über die sonderbaren Vorhänge, „und," fragt er, „was ist das für ein eisernes Pfännchen, das über Ihrem Tische hängt?" — „Es ist meine Küche," antwortete der Kandidat; „denn wenn ich zu Mittag bei meinen Aeltern esse, nehme ich mir da ein Stück Brod mit, lege es Abends um 8 Uhr in das Pfännchen, gieße Wasser mit etwas Salz darüber, und stelle die Lampe darunter, bei deren Schein ich studire. Mahnt mich dann um 10 oder 11 Uhr der Hunger, so ist meine Mahlzeit bereit, die mir besser bekommt als Leckereien."

Stuber lachte. „Sie sind mein Mann, ein Mann, ganz zum Pfarrer des armen Steinthals gemacht, für welches ich Sie bestimmt hatte." Oberlin freute sich des

Antrags, welchen ihm Stuber machte, doch mit frommer Gewissenhaftigkeit forderte er, daß er vorerst eine freiwillige Entlassung von seinem Ruf zum Feldpredigeramt erhalte, und sich darin ersetzt wisse, und sodann, daß alle Kandidaten, welche dem Range nach vor ihm Anspruch auf Beförderung hätten, die Pfarrstelle in Waldbach ausschlügen. Das erste fand sich durch einen freiwillig sich darbietenden Bewerber, und das zweite stund gar leicht zu erwarten, da die Besoldung eines Pfarrers in Waldbach so äußerst gering war.

4.
Oberlins erste Erfahrungen im Predigeramt und seine Verheirathung.

Am 30sten März 1767 zog der damals 27jährige Oberlin schon in Waldbach als Pfarrer ein. Er erkannte gar bald, daß sein Beruf an dieser Gemeinde, nach der ihm verliehenen Gabe, ein doppelter sey: einmal und vor allem das Heil der Seelen aus allen Kräften zu suchen, dann aber auch die leibliche Noth der Steinthaler, welche zum großen Theil aus eigener Schuld derselben entsprang, so viel als möglich zu lindern. Denn er wußte es, wie wahr jener heilige Gebetspruch sey: „Armuth und Reichthum gieb mir nicht.“

Merkwürdig ist es, gerade hierin, in seinem Bemühen für das äußerliche Wohlergehen seiner Gemeinde-Mitglieder, wobei, so sollte man meinen, der gute Wille des Pfarrers am leichtesten hätte anerkannt werden sollen, fand er anfangs den leidenschaftlichsten, den hartnäckigsten Widerstand. Die Steinthaler, bei ihrem damaligen Bettelstolz, nahmen es Oberlin, so wie seinem Vorgänger, höchlich übel, wenn er ihr häusliches Elend, ihre Unreinlichkeit, ihre Trägheit, ihre Ungeschicklichkeit beim rechten Namen nannte; seine guten Vorschläge hießen Neuerungen und unnöthige Kritteleien.

Die Steinthaler hatten damals die Art, daß, wenn sie in einem Wortstreit mit der Zunge nicht mehr fort konnten, sie den Streit mit der Faust durch Prügel aus-

machten, wo sie dann gewöhnlich den Sieg über ihre wortgeübteren Nachbarn behielten. Auch ihr neuer Pfarrer war ihnen nicht zu gut, um ihm, wie sie meinten, einmal mit der Faust zu erkennen zu geben, daß sie doch gegen alle seine überwiegenden Wortgründe das stärkere Recht auf ihrer Seite hätten. Einige von ihnen faßten daher eines Tags den Plan, ihm an einem abgelegenen Ort aufzulauern und ihn durchzuprügeln. Dieses Vorhaben wurde dem Pfarrer hinterbracht. Zum Tag der Ausführung war ein Sonntag bestimmt; er wählte für heute zu seiner Predigt den Text: Matthäi 5. V. 39. „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollet dem Uebel, sondern so dir Jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar.“ Er sprach hierauf von der christlichen Geduld, womit man Unrecht und Beleidigungen ertragen solle. Nach der Kirche versammelten sich die Mißvergnügten im Hause eines ihrer Bekannten, und lachten über ihren Pfarrer, bei dem sich's jetzt bald selber bewähren solle, ob er das, was er eben gepredigt, auch in der That erfüllen möge. Da geht die Thüre auf und der Pfarrer tritt unter sie herein. „Hier bin ich, meine Freunde,“ sprach er mit einer Ehrfurcht gebietenden Ruhe; „euer Vorhaben ist mir bekannt, ihr habt mich züchtigen wollen, weil ihr mich für schuldig hieltet. Habe ich wirklich das, was ich euch gelehrt und geprediget, jemals übertreten, wohlan so straft mich, hier bin ich, und möchte euch gerne die Niederträchtigkeit des heimlichen Auflauerns ersparen.“

Die Bauern schwiegen tief beschämt, kamen darauf einer nach dem andern an den Pfarrer heran, gaben ihm die Hand und baten ihn um Verzeihung. — Ein andermal wurde ihm gemeldet, einige junge Leute, von einem Filialorte, wollten ihn am nächsten Sonntag, wenn er aus ihrer Kirche käme und zurück nach Waldbach ginge, ergreifen, und seinen brennenden Eifer dadurch abkühlen, daß sie ihn in ein Wasserbehältniß tauchten. Oberlin fand in seiner Predigt Anlaß, von der göttlichen besonderen Obhut zu sprechen, deren sich immer Die zu erfreuen haben, welche stets vor Gottes Augen wandeln. Er erklärte hierauf, die Anschläge seiner Widersacher wären ihm bekannt, aber ohne den Willen des Herrn könnten sie ihm kein Haar krümmen. Sonst pflegte er nach Hause zu reiten, diesmal aber ging er absichtlich zu Fuße und ließ sich das Pferd nachführen. In der That standen auf seinem Wege mehrere handfeste Leute, bereit über ihn herzufallen; er aber ging ruhig grüßend an ihnen vorüber, und jene wagten es nicht, Hand an ihn zu legen.

So war denn der Anfang der Amtsführung in Waldbach für unsern Oberlin gerade kein sehr leichter. Zwei treue Seelen aber hatte Gott um diese Zeit dem jungen Prediger auf seinem Wege des wohlmeinenden Feuereifers zugesellt, deren eine ihm die Bürde selber tragen half, die andere aber seine Schritte durch ihren weisen Rath leitete: die erstere war Magdalene Salome Witter, welche ihm Gott zur Lebensgefährtin schenkte, die andere war sein edler Vorgänger

im Amt: Stuber, dessen Herz noch immer bei der armen Gemeinde des Steinthals und ihrem neuen Seelsorger wohnte, und Alles, was diese beide betraf, so mitfühlte, als hätte es ihn selber betroffen.

Die Weise, in welcher Oberlin bei der Wahl seiner Gemahlin und bei seiner Verlobung mit ihr verfuhr, hat für das ganze Wesen des Mannes etwas so Bezeichnendes, und war für sein ganzes späteres Leben und Wirken so folgenreich, daß wir hier einige Augenblicke dabei verweilen wollen.

Schon vor seinem Einzug in das Steinthal hatte seine Mutter den angelegentlichen Wunsch geäußert, daß sie ihn doch möchte mit einer treuen Gehülfin verbunden sehen, welche die Last und Sorge seines Amtes und Hauswesens mit ihm theilte, und in seinem abgelegenen, einsamen Waldbach ihm Gesellschaft leistete. Unser Oberlin selber war über alle diese Gedanken an die Zukunft sehr unbesorgt, und nur aus Gehorsam gegen seine Aeltern ging er in den Vorschlag ein, sich zu verheirathen, doch sollten die Aeltern selber eine passende Gehülfin für ihn wählen. Mutter Oberlin hatte unter der Hand erfahren, daß, wenn ihr Sohn um die Tochter einer gewissen reichen Bierbräuers-Wittwe anhalten wollte, derselbe keine Fehlbitte thun werde; hier sollte er denn jetzt in eigner Person sein Glück versuchen. Aber von frühester Jugend an hatte sich unser Oberlin gewöhnt, in solchen Fällen, wo seine Vernunft ihm kein vollkommen ausreichender Rathgeber schien, auf einen Wink der Vor-

sehung zu warten, von welchem er sich dann bestimmen ließ. Er bat deshalb auch diesmal Gott inbrünstig, er möge diesen Schritt zu seinem wahren Besten leiten. Und daran wolle er erkennen, daß diese Heirath nach Seinem heiligen Willen sey: wenn die Mutter des Mädchens von selber seinem Antrag entgegen käme; thäte sie dies nicht, so wolle er es für seine Pflicht halten, gar nichts von der Sache zu erwähnen. Er geht darauf zum Hause hin und läutet an der Thürglocke. Die Mutter nimmt ihn freundlich auf, die Tochter wird heruntergerufen, man setzt sich nieder, spricht vom Wetter, von den Neuigkeiten der Stadt und andern solchen Dingen, bis zuletzt, da alle Gegenstände zum Gespräch erschöpft sind, ein Stillschweigen eintritt, während dessen man sich verlegen anblickt, dann zum Boden niedersieht, bis nach etlichen Minuten Oberlin plötzlich aufsteht und mit einer höflichen Verbeugung sich empfiehlt, ohne daß Mutter und Tochter von ihm erfahren, was die Ursache seines sonderbaren Besuches gewesen.

Von dieser Parthie war nun zwar ferner keine Rede mehr, dagegen brachten die sorgsamen Aeltern ihrem Sohne eine andere in Vorschlag. Sie hatten schon seit langer Zeit in einem nahen freundschaftlichen Verhältniß mit der Familie eines ehemaligen Lehrers ihres Friedrich gestanden, welchen dieser innig liebte. Dieser Lehrer hatte eine Tochter, ein Mädchen von sehr einnehmendem Aeusseren, gegen welche Oberlin jederzeit eine herzliche Achtung bezeugte. Er willigte daher leicht in den Vorschlag

der Aeltern ein, daß sie selber für ihn um die Hand des Mädchens werben wollten. Alles schien bereits in Richtigkeit; da meldete sich ein reicherer Freier um die Jungfrau, und erhält von der Familie derselben den Vorzug vor Oberlin, und auch das Mädchen giebt das frühere Verhältniß mit diesem auf.

Etliche Wochen nachher erhält jedoch Oberlin ein Billet vom Vater des Mädchens, worin derselbe den Wunsch äußert, daß die Verbindung von neuem möge angeknüpft werden. Oberlin geht sogleich mit dem Billet in der Hand nach dem Hause seines alten Lehrers, giebt diesem das Billet zurück und sagt: „Mein theurer Freund! ich bin gewohnt, den Winken der Vorsehung unbedingten Gehorsam zu leisten. Das, was zwischen uns vorgefallen, erschien mir als ein deutlicher Wink, daß diese Verbindung weder zu meinem noch zu Ihrer Tochter Glück gereichen werde. Lassen Sie uns daher nicht mehr von dieser Sache sprechen, und Alles vergessen, und gewähren Sie mir nur die Bitte, mir nach wie vor Ihre Liebe zu schenken, so wie die meinige zu meinem theuren Lehrer noch immer dieselbe ist und bleiben wird." — Darauf sprach man von andern Sachen; das freundschaftliche Verhältniß zwischen den beiden Familien blieb dasselbe, das es vorhin gewesen.

Mutter Oberlin mußte sich nun selber entschließen, mit ihrem Sohne nach Waldbach zu gehen und ihm sein dortiges Hauswesen einzurichten. Nach ihrer Zurückkehr nach Straßburg übernahm dann ihre jüngere Tochter,

Sophie, die Besorgung des Haushaltes bei ihrem Bruder. Ohngefähr ein Jahr nach Oberlins Einzug ins Steinthal kam eine weitläuftige Verwandtin des Hauses, Jungfer Magdalena Salome Witter, zu ihrer Freundin Sophie zum Besuch, um, nach einer eben überstandenen Krankheit, dem Rathe des Arztes gemäß, an der frischen Luft des Gebirges sich zu stärken. Der Vater dieser Magdalena Witter war Professor an der Universität zu Straßburg gewesen; beide Aeltern starben aber frühe, und Magdalena wurde dann bei ihrer Großmutter erzogen, und kam nach dem Tode von dieser zu einer vornehmen Tante. Mit einer hohen Ausbildung des Geistes verband die Jungfrau eine noch höhere des Herzens, denn dieses Herz war erfüllt von der Liebe und dem Geiste Jesu Christi. Hierbei aber hatte sie durch ihre Erziehung und ihren Aufenthalt im Hause der Großmutter und Tante ein gewisses vornehmes Wesen angenommen, das sich in Kleidung und äußerem Benehmen zeigte, und welches unserem Oberlin schlechterdings zuwider war. Uebrigens schien die Abneigung der Jungfer Witter gegen den jungen Pfarrer im Steinthal eben so groß, als die seinige gegen sie; fast täglich gab es Streit zwischen beiden, Magdalena hatte mehrere Male bei Tische geäußert, einen Pfarrer möge sie nicht heirathen, und diese Aeußerung war ihr wohl zu glauben, da sie schon mehrere wohlbemittelte und äußerlich annehmlichere Bewerber um ihre Hand zurückgewiesen hatte. Als daher die gute Mutter Oberlin, welche während Magdalenens Anwesenheit auf

einige Tage zum Besuch ins Steinthal kam, ihrem Fritz abermals zuredete: „nimm dir doch die Jungfer Witter,“ erklärte er unverholen der Mutter seine Abneigung gegen das Mädchen. Etliche Tage vorher jedoch, ehe Magdalenens Aufenthaltszeit im Steinthal zu Ende geht, ist es unserem Oberlin, als hörte er ohne Aufhören in seinem Innern die Worte der guten Mutter: „nimm die Jungfer Witter.“ Unwillig springt er von seinem Studirtisch auf, reitet aus, kommt wieder nach Hause, steigt dann noch zu Fuße auf das Gebirg hinauf und wieder hinab, aber die Stimme in seinem Innern geht mit ihm aus und kommt wieder mit ihm heim. Nach einer ganz schlaflosen Nacht versucht er dann sein gewöhnliches, oft erprobtes Heilmittel gegen alle innere Unruhe, er wirft sich auf seine Kniee und bittet Gott inbrünstig, er möge ihn von dieser Narrheit des Herzens befreien, oder, wenn die innere Stimme von Ihm sey, wenn diese Verbindung sein heiliger Wille sey, so möge er ihm Unterwürfigkeit in diesen Willen schenken. Er wird jetzt ruhig. Darauf bittet er um freudige Unterwürfigkeit. — Sein Herz wird sehr getrost und freudig. — Er hat diesen Tag in Schönberg deutsch zu predigen; die Schwester Sophie und Magdalena hatten ihn zur Kirche begleitet, und erwarteten ihn jetzt zum Frühstück im Garten. Da fleht er abermals zu seinem Herrn: Ist es denn dein heiliger Wille, daß ich um Magdalena werbe, so gieb mir dies auch daran zu erkennen, daß die Jungfrau sogleich und ohne Rückhalt zu meinem Antrag Ja saget. Er tritt jetzt zu

Magdalenen hin: „Liebe Jungfer Witter," sagt er, „ich habe Sie mehrere Male erröthen gemacht, neulich sogar in der Kirche zu Waldbach, da ich gegen den vornehmen Kleiderstaat predigte. Jetzt will ich Sie aber noch mehr erröthen machen. Denn ich frage Sie: wollen Sie mir diesen noch wüsten Garten Gottes, hier das Steinthal, als meine treue Gehülfin anbauen helfen, mich nie, durch Verwendung ihrer hohen Anverwandten, von meiner armen Gemeinde an ein etwa einträglicheres Amt verlocken, wollen Sie, mit einem Wort, dem armen Pfarrer im Steinthal Ihre Hand reichen, so sagen Sie ohne Rückhalt Ja." Die Jungfrau steht auf, hält, um das Erröthen zu verbergen, die eine Hand vors Gesicht, die andere reicht sie ihm dar. Oberlin schlägt ein, und die Verbindung ist zum Heil für beide Seelen in Zeit und Ewigkeit geschlossen. Schon am 6ten Juli 1768 war die Vermählung.

Magdalena brachte, wie schon erwähnt, ihrem Gemahl die beste Aussteuer in das arme Steinthal mit: einen frommen, christlichen Sinn, reichbegabten Geist, ein innig liebevolles Eingehen in alle Wünsche und Pläne ihres Mannes. Man hat unter Oberlins Papieren das Gebet gefunden, das die beiden Gatten gleich im Anfang ihrer Verbindung gemeinschaftlich mit einander zu sprechen pflegten. Wir theilen es hier als Muster eines solchen Gebetes mit:

„Heiliger Geist! steige in unsre Herzen hernieder, hilf uns mit Inbrunst und von Grund unserer Seelen beten; er=

laube Deinen Kindern, o huldreicher Vater, vor Deinem Antlitze zu erscheinen, und Dich zu bitten um Alles, was sie bedürfen! Gieb, daß wir einander nur in Dir und in unserm Heilande Jesu Christo als Glieder Seines Leibes lieben! Hilf uns, daß wir den ganzen Tag unsere Blicke unverrückt nur auf Dich richten, vor Dir wandeln und in Dir unser Gemüth sammeln, damit von Tag zu Tag unser Leben geistiger werde! Gieb, daß wir in Erfüllung aller unserer Pflichten Dir treu seyen, hierzu einander aufmuntern, uns gegenseitig unsere Fehler entdecken, und gemeinschaftlich im Blute Jesu Christi Vergebung suchen! Beten wir mit einander, — o möchte dies oft und viel von uns geschehen! — so sey Du, Herr Jesu, in unsrer Mitte; und Du, o himmlischer Vater, mache uns recht inbrünstig; erhöre um Jesu Christi willen, was Du durch Deinen heiligen Geist uns gelehrt hast, von Dir zu erflehen. — Da Du für dieses Leben die Glieder unseres Hauses unter unsere Aufsicht und Leitung gestellt hast, so schenke uns Weisheit und Kraft, dieselben auf eine Dir wohlgefällige Weise zu leiten. Gieb, daß wir ihnen immer mit gutem Beispiele vorangehen, und thun, was Du uns von Abraham sagest, welcher befahl seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, daß sie des Herrn Wege halten sollten, und thun, was recht und gut ist. Schenkest Du uns Kinder und bewahrest sie uns, o so verleihe uns die Gnade, dieselben für Dich zu erziehen, sie frühe schon Dich kennen, fürchten, lieben, und den Gott, der mit ihnen einen Bund gemacht hat, anrufen zu lehren;

damit, dem Gelübde gemäß, das man in ihrem Namen bei ihrer Taufe ablegen wird, sie von der Wiege bis zum Grabe Dir treu bleiben. O Du, unser himmlischer Vater, gieb, daß wir ihnen unser ganzes Leben lang mit Sanftmuth, Liebe und Geduld, bei ihrem Aufstehen und Schlafengehen, zu Hause und außer dem Hause, bei jedem Anlasse, wo es möglich ist, Dein Wort einprägen, wie Du, o Herr, es haben willst, und wie es Kindern ziemet, denen Du das Leben nur als ein Mittel geschenkt hast, zu Dir zu gelangen. — Gehen wir mit einander zum heiligen Abendmahl, o so verleihe uns immer neue Gnade, neue Kräfte, neuen Muth, auf dem Wege zum Himmel voranzuschreiten; und, da wir nur viermal des Jahres Deinem Tische uns nahen können, so gieb, daß wir desto öfter, ja täglich und stündlich durch den Glauben Theil daran nehmen! daß wir stets den Tod vor Augen haben, und jederzeit auf denselben uns vorbereiten; und dürfen wir um irgend etwas Bestimmtes Dich anflehen, o so verleihe, daß wir nicht lange von einander getrennt seyen, sondern daß des Einen Tod bald, recht bald, auf das Hinscheiden des Andern folge. Erhöre uns, o Du himmlischer Vater, um Deines geliebten Sohnes, um Jesu Christi willen. Amen — Und Du, unserer Seele Bräutigam, möchten wir beide inbrünstig Dich lieben, immer mit Dir in Verkehr und Gemeinschaft stehen! Gieb nicht zu, daß wir auf unsere eigne Gerechtigkeit und auf unsere Werke unser Vertrauen setzen, sondern allein in Dein Blut und in Deine Verdienste. Sey mit

uns, bewahre uns in der Treue, und verleihe uns, Herr Jesu, Dich bald zu schauen. Gott heiliger Geist, wohne beständig in unsern Herzen; lehre uns jeden Augenblick unsere Seufzer zu unserm huldreichen Vater empor senden; verleihe uns, je nachdem wir es bedürfen, Deine Kraft oder Deinen Trost. Und Dir, nebst dem Vater und dem Sohne, sey Lob, Ehre und Preis, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Magdalena gebar ihrem Gatten in einer 16jährigen, vor Allem auch geistig reichgesegneten Ehe neun Kinder. Von ihrem Wirken, so wie von ihrem Ende werden wir noch nachher sprechen.

Der zweite wohlthätige Engel, der, wie wir vorhin sagten, im Anfang seiner Amtsführung Oberlins Schritte mit seinem Rath begleitete, war sein Vorgänger im Amte: der edle Stuber. Von ihm theilen wir hier nachstehend zwei Briefe im Auszuge mit, welche einen eigenen kleinen Abschnitt dieses Werkleins bilden mögen.

5. Zwei Briefe vom Pfarrer Stuber.

„Denken Sie nur nicht," so schrieb der liebe, ernste Mann, der vor Oberlin die Saat des Wortes in dem armen Steinthal ausgesäet hatte, am 2ten Juni 1768, an seinen jungen Nachfolger im Amte, „denken Sie nur nicht, daß ich etwas hätte besser machen können, als Sie. Gott allein will und wird thun, oder gethan haben, was ihm beliebt hat. Die wenigen Einsichten, die ich mit so vieler Mühe und Zeit erlangt habe, werden Sie gar viel eher vollends erlangen; großentheils haben Sie dieselben schon, aber es ist doch Alles sehr unzulänglich. In solchen Fällen hat mich manchmal ein einziger Umstand, ein einziges Wort so niedergeschlagen und aus dem Gleise gebracht, daß ich mir nicht zu rathen wußte. Täglich habe ich gesehen, daß ich oft den größten Fehler unwissend begangen, der größten Gefahr unwissend entgangen, den größten Vortheil unwissend verloren, oder auch gewonnen; daß, was ich suchte, bös, was ich fürchtete, gut war; daß, was ich hoffte, nichts, und was ich nicht vermuthete, etwas war. Wenn Gott etwas geben wollte, so mußten mich die Obern hören, wo ich es am wenigsten vermuthet, oder mich darauf besonnen hatte; worauf ich hingegen am besten und längsten bedacht war, das mußte zu nichts werden. Ueberhaupt sind des armen Steinthalers Umstände so verwirrt, daß Unser Einer nicht Anders kann, als Gott allein die Sache befehlen, und

von Ihm allein Alles erwarten. Ich habe gesehen, daß derselbe immer mehr für gut findet, uns unter dem Drucke zu erhalten, als uns Vieles nach Wunsche gelingen zu lassen; doch thut seine Hand, von Zeit zu Zeit, solche gnädige Vorsehung, daß weder unsere Schwachheit, noch der Steinthaler kindische Unbesonnenheit, noch der Feinde List und Bosheit all' das Uebel ausrichten konnte, was natürlich geschehen sollte; sondern es muß immer ein Segen, eine Spur des Fingers Gottes und seiner Barmherzigkeit, aber dabei auch Ursache genug zur Geduld-Uebung, zur Verläugnung übrig bleiben. Gott wird auch Ihre Treue segnen, die aus Ihrem Schreiben so zärtlich, so liebenswürdig hervorleuchtet. Laßt uns nur glaubig in Ihn dringen. Sie haben mehr als ich, etwas Gefälliges vor Menschen, das Sie, wenn Sie nur Niemanden als Gott fürchten, und sich vor zu vielerlei Projekten bewahren, wirklich viel tüchtiger macht, als ich war. Ich will Sie doch auch erinnern in Ansehung des Christenthums, daß man auch selbst durch gute Werke davon abkommen kann. Sie sind hier bekehrt worden; wenn Sie nun draußen nicht wachen, nicht in Gott dringen, es so dabei bewenden lassen, daß sie einmal bekehrt sind, dabei viel zu thun, viel zu denken, viele liebliche Projekte haben, so können Sie, bei Ermangelung eines stets erweckenden Umgangs und andrer Ermunterungen, die man hier besser als draußen findet, wohl sich so zerstreuen, daß Sie nach und nach wieder kalt werden, und selbst durch das, was man vor Gott zu thun pflegt, von Gott abkommen

könnten. Ich ermahne also hierzu am meisten, immer in Gott und in seinem Geiste stark zu seyn und zu werden, brünstig, geistlich, göttlich gesinnt zu seyn. So wird und muß sich Alles geben, denn das steht uns Alles zu Gebot: weil wir Gott haben, so schützet, leitet, segnet er uns, und läßt unser Werk nach seinem Willen und nach seinem Zwecke gedeihen. Diese Ermahnung heißt sonst nichts, als wie sie wörtlich lautet; ich will darunter gar nichts weiteres verstanden haben; sondern, ich rede herzlich mit Ihnen, weil wir wissen, daß unsre Herzen mit einander verbunden sind; und weil ich sonderlich hier sehe, daß Mancher, der bekehrt worden, hernach, wenn der erste Affekt vorbei ist, manchmal wieder lau wird; vorzüglich wenn er noch nicht zu einer männlichen Stärke gekommen war, und wenn er Gelegenheit hat, sich also zu zerstreuen, daß er immer meinen kann, er sey mit viel Gutem beschäftigt; so habe ich gedacht, ich wolle Sie auch einmal deßwegen warnen; denn das Herz ist gar tückisch und schwer wie Blei; es sinket immer, wenn es nicht immer gezogen wird. O, sonderlich finde ich gar nöthig, zu beständiger Ermunterung unsers Herzens, und damit der rechte Geist des Christenthums in uns immer angefacht werde, folgende zwei Stücke: Wort und Gebet; aus fleißiger Lesung der Schriften der Apostel weiß ich fast allein mein geistiges Leben zu stärken; und mich zum Gebete und durch's Gebet zu erwecken."

Bei einer andern Gelegenheit, als ihm wahrscheinlich ein mündlicher Bericht der Steinthaler Oberlins redlichen

Eifer in etwas unrichtigem Lichte hatte sehen lassen, schreibt Stuber an seinen jungen Freund:

„Am besten ist's, wir sorgen nur unmittelbar für die Seelen der Steinthaler. Werden sie Christen, so werden sie von selbst etwas mehr vernünftig, thätig, vorsichtig u. s. w., und so werden sie alsdann eben recht; denn so begierig, hitzig auf's Zeitliche wollen wir sie nicht haben. Sie sollen ihre edle Freiheit behalten, nicht Knechte des Mammons, nur aber auch keine Müßiggänger seyn. Will man ihnen viel vorsagen, sie in allerlei Formen bringen, zu diesem und jenem bereden, so macht man sich ihnen nur beschwerlich, verdächtig; ließe man sie aber völlig nach ihrem Sinne, und arbeitete man nur, in Liebe und Vertrauen, an ihren Seelen, so würde man vielleicht am gesegnetsten arbeiten. Dies ist die letzte Maxime, die ich im Steinthale, und fast erst, seitdem ich das Steinthal verlassen, gelernt habe. Ich bedaure zum Beispiel, daß ich sie oft zu etwas, wider ihren Willen, vermocht habe. Wenn ich noch da wäre, so ließe ich Alles gehen; die Kirche möchte so schlecht aussehen, als sie wollte, die Schule auf einem Fuß seyn, wie sie wollte, versteht sich äußerlich, in Ansehung der Zahlung und dergl.; von ökonomischen Dingen wollte ich ihnen gar nichts sagen; mit all' ihrem Wesen wollte ich ein herrliches Vergnügen bezeugen, und so trachten, ein gänzliches Vertrauen zu erwecken, daß ihnen gar nichts an mir seltsam oder widrig vorkäme, sie müßten mich wie einen Steinthaler ansehen; und in solchem Vertrauen wollte ich alle Kräfte

allein auf den Unterricht der Jugend und auf Bekehrung der Alten anwenden, und ihr Herz unmittelbar und allein suchen. Gott wird für das Uebrige sorgen; die Noth wird die Leute ohnehin bald zwingen, etwas zu suchen; und was sie selbst finden, wozu sie selber Lust bekommen, das ist ihnen mehr, als alle Straßburger tausendmal ihnen vorschlagen möchten. Ich verwerfe übrigens die Projekte nicht ganz; aber ich gestehe, daß ich selbst zu viel auf die ökonomischen gefallen zu seyn glaube, und inskünftige mehr auf das Wesentliche zu sehen mich befleißigen will. Was aber im Oekonomischen von selbst sich geben sollte, was die Steinthaler selbst etwa begehrten, oder was, ohne alle Widerrede, gleich geschehen könnte, das wollen wir eben nicht versäumen, nur machen Sie dies Alles niemals zur Hauptsache." *)

Und in der That, alle Diejenigen, welche nach dem, was sie etwa sonst von Oberlin gelesen und gehört haben, von diesem merkwürdigen Mann die Vorstellung hegen, er habe zunächst und vor allem nur auf den äußerlichen Wohlstand und die Kultur des Steinthales und seiner Bewohner hingearbeitet, die verkennen ihn sehr. Wer, ohne zuerst durch Christum den rechten Grund zu legen, das Leibliche und Aeußere suchen und fördern will, der bauet sein Haus auf Sand und säet in's Meer. Darum ließ es sich auch Oberlin vor Allem angelegen seyn,

*) Diese letzteren Worte stehen in den in der Vorrede erwähnten „Memoirs" S. 72.

den Grund in Dem zu legen, in welchem allein der Grund alles zeitlichen und ewigen Wohlseyns gelegt werden kann: in Christo. Diesen Theil seiner Amtsthätigkeit betrachten wir zuerst.

6.
Oberlin als Seelsorger und Lehrer des Evangeliums.

Vom ersten Eintritt in sein Predigtamt an, und dann, mit immer steigendem Ernste, in jedem späteren Jahre seiner Amtsführung immer mehr und besser, war es Oberlins angelegentlichstes Streben, Sehnen und Wirken, daß er die ihm anvertrauten Seelen, Jung und Alt, für den Heiland werben, gewinnen und erhalten möge. Hiezu wendete er zuerst Fürbitte, tägliche, inbrünstige Fürbitte an. Jede Stunde, jede Viertelstunde, welche ihm das Gedränge seiner mehrfachen Arbeiten übrig ließ, wendete er dazu an, seine Kniee vor dem zu beugen, der allein dem Herzen Kraft und Liebe und unbedingte Hingabe zu seinem Dienst verleihen kann. Dabei ergoß sich sein inbrünstig liebendes Gemüth vor Allem in Segenswünschen und Flehen für seine Gemeinde. Er hatte, besonders in seinen letzten Lebensjahren, die eigenthümliche Gewohnheit, der Reihe nach für jedes einzelne Mitglied seiner Gemeinde zu beten, und nahm zu diesem Zwecke jeden Morgen sein Kirchenbuch vor sich, um bei dem Lesen der Namen an das Bedürfniß der Einzelnen erinnert zu werden. Unter seinen Papieren finden sich vom Jahr 1784 niedergeschriebene Wünsche für seine Gemeinde, worin man recht die brünstige Liebe des Pfarrers zu jener bemerken kann. „O meine theure Gemeinde,“ heißt es da unter Anderm, „Gott wird Dich nicht verlassen noch ver-

säumen; er hat in Ansehung Deiner, wie ich Dir oft gesagt habe, Friedens- und Barmherzigkeits-Absichten. Alles wird für Dich gut gehen, halte Dich nur an Ihn, und laß ihn walten. O möchtest Du meinen Namen vergessen, und nur den Namen Jesu Christi, den ich Dir verkündigt habe, im Gedächtniß behalten. Er ist Dein Hirte, ich bin nur sein Knecht; er ist Dein guter Meister, der, nachdem er mich von Jugend auf zugerichtet und bereitet hatte, mich zu Dir gesandt, um Dir zu nützen; er allein ist weise, gut, allmächtig, barmherzig; ich bin nur ein armer, schwacher, elender Mensch. — O meine Freunde, betet, daß ihr Alle seine geliebte Schafe werdet, es ist in keinem Andern, als in Jesu Christo Heil, und Jesus liebt euch, sucht euch, und ist bereit, euch anzunehmen. Gehet zu Ihm hin, völlig, wie ihr seyd, mit allen euren Sünden und Gebrechen; Er allein kann euch davon befreien und euch heilen. Er wird euch heiligen und zur Vollkommenheit führen; gehöret ihm an; sterbet ihr, so sterbet Alle in Ihm. Möchte es mir erlaubt seyn, euch entgegen zu kommen, und euch unter Triumph-Gesang in die Wohnungen ewiger Seligkeit vor den Thron des Lammes zu begleiten. Lebet wohl, theure Freunde; lebet wohl; ich habe euch innig geliebt, und die Strenge sogar, womit ich bisweilen glaubte euch behandeln zu müssen, hatte ihren ersten und Hauptgrund nur in dem lebhaften Verlangen, zu eurem Glücke beizutragen. Gott belohne euch für die Dienste, Bereitwilligkeit und Unterwerfung, die ihr seinem armen un-

würdigen Knecht erwiesen habt; er verzeihe denen, die sich mir widersetzt und mir Kummer verursacht haben; ohne Zweifel wußten sie nicht, was sie thaten. — O mein Gott, Dein Auge wache über meine Pfarrgenossen, Dein Ohr sey offen, sie zu hören, Deine Hand ausgestreckt, sie zu beschützen! Herr Jesu, Du hattest sie mir anvertraut, diese Gemeinde, mir so schwachem, so elendem Menschen; o erlaube, daß ich Dir sie empfehle und in Deine Arme niederlege. Gieb ihr Hirten nach Deinem Herzen; verlasse dieselbe nie. Leite Alles zu ihrem Heile. Erleuchte, leite, liebe, segne sie; gieb, daß einst Kinder und Erwachsene, Vorsteher und Untergebene, Pfarrer und Pfarrgenossen, Alle einander im Paradiese antreffen. *Amen*, Amen, o Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, sprich mit uns Amen."

Oberlin scheint damals (wahrscheinlich unmittelbar nach dem Tode seiner Magdalena) geglaubt zu haben, das innigste Sehnen seines Herzens von früher Jugend an: abzuscheiden und bei Christo zu seyn, sey seiner Erfüllung nahe. Er wurde jedoch von hier an seiner Gemeinde noch volle 42 Jahre zum Seelsorger gelassen und jener Abschied fällt gerade in die Mitte seines thatenreichen Lebens.

So trug der Pfarrer im Steinthal im täglichen und stündlichen Gebet das Hauptanliegen seiner Gemeinde vor den Herrn. Fehler, welche er an ihr bemerkte, verursachten ihm so heftigen Kummer, daß man ihn öfters ganze Nächte lang seufzen, aus allen Kräften für sie beten und

einmal über das andere ausrufen hörte: O meine Gemeinde, meine arme Gemeinde!

Wenn sich denn Oberlin auf diese Weise durch das Gebet für seine Gemeinde in der Liebe zu dieser recht gestärkt und bekräftigt hatte, dann war sein angelegentlichstes Hauptwerk bei derselben die Belehrung aus Gottes Wort, welches allein dem Herzen Besserung und wahre Heilung zu geben vermag. Sein öffentlicher Vortrag war einfach, richtete sich auf ganz bewunderungswürdige Weise nach der Fassungskraft der Zuhörer, war bisweilen mit Bildern vermischt, die auf einer Stadtkanzel unschicklich geschienen hätten, welche aber hier vollkommen ihren Zweck erreichten. Sehr oft ließ er Züge aus dem Leben ausgezeichneter Christen mit einfließen; auch die Natur bot ihm allenthalben Hinweisungen auf das Unsichtbare dar. Alles jedoch führte er auf die Bibel zurück, sie war die unversiegbare Quelle, woraus er das Wasser des Lebens schöpfte; sie war sein Lebenlang der Gegenstand seines Forschens, und man kann sagen: seine ganze Predigt war Bibelsinn in Bibelsprache, denn er war überzeugt, schon die bloße Darlegung des göttlichen Wortes sey das sicherste Mittel, kräftig gesegnet auf die Gemüther zu wirken. Seine Predigten, von denen der Anhang eine kleine Probe mittheilt, waren meistentheils mit der gewissenhaftesten Sorgfalt niedergeschrieben, und war ihm dieses, aus Mangel an Zeit, nicht möglich, so entwarf er wenigstens einen ziemlich ausführlichen Plan. Gewöhnlich prägte er dieselben, Wort für Wort, dem Ge-

dächtniß ein; allein auf der Kanzel band er sich nicht sehr an die Worte; ja bisweilen wählte er hier erst einen ganz andern Gegenstand zu seinem Vortrag, wenn er glaubte, daß dieser eben jetzt den Bedürfnissen seiner Zuhörer angemessener wäre. Diese genaue Besorgung seiner Kanzelvorträge, und seine nachherige Gewandtheit hierin, beweist um so mehr seine Treue und den gnädigen Beistand des Herrn bei Allem, was man in seinem Namen thut, da im Anfange seiner Amtsführung die Abfassung und das Auswendiglernen der Predigten ihm außerordentlich schwer fiel.

Nachmittags war Katechismusunterricht für die Jugend. Dieser war noch viel einfacher und faßlicher als die Predigt. Der Pfarrer sprach wie ein Kind mit Kindern, wählte oft die sonderbarsten, aber immer treffendsten Bilder, um sich den Kleinen verständlich zu machen.

Im Jahre 1782 hatte Oberlin mit mehreren seiner Gemeinde-Mitglieder einen engeren Verein, unter dem Namen einer christlichen Gesellschaft, gebildet. Der Hauptzweck ihrer Zusammenkünfte war die gemeinsame Uebung des Gebetes und Gespräche über Gegenstände der Religion. Uebrigens stellte Oberlin in den hier nachstehenden, kurzen Sätzen, welche den Mitgliedern schriftlich mitgetheilt wurden, noch ganz besonders die Lebensregeln auf, in denen sie sich alle, mit rechtem Ernst und unverletztem Gewissen üben wollten: „Lasset uns streben nach der Wiedergeburt und Heiligung. — Wir Alle sind Eines in Christo Jesu, welcher gesagt hat: Bleibet in mir. —

Christus Alles und in Allen. — Wir wollen hinfort reiche Frucht bringen; — Nicht die Welt lieben, noch was in der Welt ist; den innern Menschen nähren und stärken durch das Wort Gottes, beständiges Gebet, öfteren Gebrauch des heiligen Abendmahles. Lasset uns alle einer über den andern wachen, einander ermahnen und warnen. Ganz besonders liegt diese Pflicht den von den Mitgliedern selber aus ihrer Mitte gewählten Vorstehern und Aufsehern ob. Es soll dies geschehen in Sanftmuth, Liebe, Demuth und Geduld, und bei den Unfolgsamen nach der Regel, die unser Herr, Matth. 18 V. 15 und 16, gab, vor allem aber im Gebet. — Seyd gehorsam eueren Oberen, gute Haushalter, gute Erzieher. Ihr Weiber seyd unterthan euern Männern. — Forschet fleißig in der Schrift. — Fleiß: Fleiß mit Ausdauer und Kraft. Entschlaget euch der irdischen Sorgen. — Verliert keine Zeit. — Hütet euch vor Leichtsinn und Nachlässigkeit in den Pflichten gegen die, welche eurer Vorsorge anvertraut sind. — Ehrbar und redlich gegen Jedermann (Röm. 12 V. 17) — Brüderlich einer den andern lieben. — Uns bemühen, das Wohl aller Menschen zu befördern. — Uns auffordern zur Liebe und zu guten Werken. — Einen Theil unsers Einkommens zum allgemeinen Besten verwenden."

So gut nun aber auch dieser christliche Verein seinen Absichten nach war, und obgleich Oberlin die eine Hauptgefahr, welche öfters für die Mitglieder selber in solchen Gesellschaften liegt: das Entstehen eines geistlichen Hochmuthes zu verhüten wußte, entschloß sich derselbe dennoch,

nach etwa anderthalb Jahren, den Verein wieder aufzulösen, weil es ihm schien, daß der Schaden für die Seelen Derer, welche nicht daran Theil nahmen, größer sey, als der Nutzen, welchen die Theilnehmer selber davon hatten. Ueber die Gründe seines Verfahrens äußerte er sich vor seiner ganzen Gemeinde auf folgende Weise:

Am 1sten Mai 1783. Joh. 17. V. 20, 21. „Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden. Auf daß sie alle eins seyen, gleich wie Du, Vater, in mir, und ich in dir, daß auch sie in uns eins seyen, auf daß die Welt glaube, Du habest mich gesandt." — Diese Verse enthalten die letzten Wünsche, das letzte Gebet unsers huldvollen Erlösers: ein ernstliches Gebet, denn viermal wiederholt er es: Das Einsseyn seiner geliebten Jünger unter einander selber und mit ihm, wie er und der Vater eins sind. Als Seelsorger dieser Gemeinden, als Diener des Wortes und Knecht Jesu Christi muß ich streben, den Willen Jesu Christi zu thun, Ihm Seelen zuzuführen, und dieselben in Ihm mit einander zu vereinen. Dies war auch meine Absicht, als ich die christliche Gesellschaft errichtete. Ich wünschte, alle meine Pfarrkinder wären nach und nach Mitglieder derselben geworden. Ich habe sie alle oftmals öffentlich dazu eingeladen. Mehrere folgten der Einladung, mehr als 130 schlossen sich freundlich unserm Verein an, und nahmen Theil an seinem Bestreben. Andere aber lästerten, sogar gegen ihre bessere Ueberzeugung, auf die Gesellschaft, sagten unter anderm,

ich hätte eigene Wachten an die Thüren gestellt, welche alle die, so nicht Mitglieder waren, zurückgewiesen hätten. Dies ist eine offenbare Unwahrheit. Dies könnt ihr bezeugen, ihr Bewohner aus allen fünf Ortschaften, die ihr keine Mitglieder waret, und dennoch oft den Versammlungen beiwohntet; das könnt ihr selber bezeugen, ihr eigentlichen Mitglieder der Gesellschaft, denn ihr besuchtet zum Theil schon lange vorher die Zusammenkünfte, ehe ihr euch zum Verein selber bekanntet. — — Was mögen noch alles für andere falsche Gerüchte über die Gesellschaft ausgestreut gewesen seyn!"

„Unser Herr und Erbarmer will ernstlich, daß ihr Alle rechtschaffne, wahre Christen seyn sollt, wie sie das Evangelium uns abbildet; euch zu solchen zu machen, das habe ich auch in dem engeren, brüderlichen Verein gesucht. Aber, des Aergernisses halber der Schwachen und der Widerstrebenden, löse ich heute den Verein auf, mit derselben festen Ueberzeugung, daß ich hiermit Gottes Willen thue, als ich hatte, da ich die Gesellschaft errichtete. Und zwar deshalb, weil ich 1) großentheils das erreicht habe, was ich durch die Stiftung des Vereins beabsichtigte; 2) weil der Name und die äußere Form nichts Wesentliches, sondern nur zufällig sind; 3) weil, wenn ich stürbe oder sonst von euch genommen würde, die Mitglieder der Gesellschaft, wie Schafe ohne Hirten, nicht wissen würden, wie sie sich zu benehmen hätten, und weil es daher besser ist, ich bin selber noch bei der Auflösung zugegen."

*

„Ich sagte vorhin, daß ich meine Absicht großentheils erreicht habe. Und zwar zuerst in Beziehung auf die Mitglieder selber. Denn diesen ist eine Gelegenheit gegeben worden, öffentlich, vor aller Welt ihren Herrn und Heiland Jesum Christum zu bekennen, und daß dies keine geringe Sache sey, lehrt uns die Stelle der Schrift: Matth. 10 V. 32: Darum, wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. — Jene wirkliche Mitglieder haben überdies das Bedürfniß ihres Geistes besser kennen gelernt: ganz in Jesu Christo gegründet, auf ihn erbauet zu seyn, in ihm zu wurzeln und zu wachsen. Sie haben das Gebet aus dem Herzen kennen und üben gelernt, haben, der eine in dem andern, Seelen gefunden, denen es ein Ernst ist um's Seligwerden, und bei denen sie, in Stunden der Anfechtung, Stärkung suchen können und Trost; habet auch einer am andern das Gebot gelernt: vergebet euch unter einander, wie Christus euch vergeben hat."

„Aber auch in Beziehung auf die, welche nicht Mitglieder waren, hat die Gesellschaft ihre Absicht erreicht. Viele theure Seelen sind erwacht aus ihrem Schlafe, und, obgleich sie sich nicht entschließen konnten, sich zu Mitgliedern unsers Vereins zu erklären, sind sie doch um ihr eigenes Heil besorgter geworden, haben sich erkannt als Sünder, suchen nun ihre Rettung mit Furcht und Zittern; beten ernstlich."

„So kann ich denn nicht genug Gott, dem Vater un-

sers Herrn Jesu Christi, für alles das Gute danken, das ihm gefallen hat meiner theuren Gemeinde durch dieses Mittel zu gewähren. Möge sein Erbarmen die Früchte, die er gab, erhalten und zur Reife bringen. Das Reich unsers Herrn Jesu Christi möge in alle Wege wachsen und herrlich werden. Er, der Herr, wolle seine Kirche erhalten nach seinem Wort: Matth. 16 V. 18, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen. Möge Er, der zu seinen Jüngern sprach: „Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf," alle Mitglieder in sein Buch des Lebens, ja in seine Hände zeichnen, daß sie, erfüllt von seinem Geiste, nie von Ihm weichen noch lassen können. Möge Er sie bewahren, reinigen, heiligen, vorbereiten zu seinem Erbe. Gott vergelte euch, die ihr euch als Freunde dieser guten Sache erklärtet, die Freude, die ihr dadurch eurem vielbeschwerten Seelsorger gewährtet. Möge er euch immer näher und näher zu Jesu führen, euch zu seinem theuren Volke, eifrig in guten Werken, zu Schafen seiner kleinen, lieben Heerde machen. Ich danke euch, die ihr es euren Weibern und Kindern erlaubtet, an der Gesellschaft Theil zu nehmen. Segne euch Gott dafür zeitlich und ewig, daß ihr den Eurigen die selige Gelegenheit gabt, an der Schmach Jesu Christi Theil zu nehmen, sein Kreuz zu tragen, seinen Namen zu bekennen vor den Menschen!"

„O meine theuren Zuhörer, verlasset, verlasset, ich flehe euch, die Wege des Belial. Ergebt euch dem Herrn Jesu. Er will und wird jede Seele aufnehmen, die ihn

ernstlich suchet. Er will Keinen hinausstoßen, der zu ihm kommt, für Alle hat er sein Blut vergossen, Alle möchte er in seine Arme fassen. Eilet, eure Seelen zu retten. Die Zeit vergeht, der Tod tritt näher. Es ist aber kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen sie können selig werden, als der Name Jesu Christi, welchen ich euch predige. Laufet, fliehet zu ihm. Bittet, klaget, weinet, suchet Ihn in dem Innersten eures Herzens, bis ihr Ihn findet. Amen."

Von nun an führte Oberlin seine christliche Gesellschaft unter anderm Namen fort. So hielt er z. B. jeden Freitag Morgens in seinem Hause eine Erbauungsstunde für die deutsch sprechenden Gemeindeglieder. Hier war er völlig wie im Familienkreise. In seinen späteren Lebensjahren hätte man geglaubt, einen Großvater zu sehen, der seinen Enkeln Mährlein erzählte. Bisweilen hielt er inne, nahm eine Prise Tabak, und ließ hierauf die Dose unter seinen Zuhörern zirkuliren; denn nichts besaß er für sich allein, Alles theilte er mit seinen Pfarrgenossen. War über der Erklärung des vorgelesenen biblischen Abschnittes etwa eine halbe Stunde verflossen, so pflegte er zu fragen: Liebe Kinder, seyd ihr nicht müde, ist's genug? Gewöhnlich antwortete man ihm: Nein, lieber Papa, fahren Sie fort, wir möchten gerne noch ein wenig zuhören. Der gute Alte fuhr alsdann fort und wiederholte von Zeit zu Zeit die nämliche Frage, bis seine Zuhörer, wenn sie fühlten, daß ihre Aufmerksamkeit abnahm, oder das Sprechen ihm schwer fiel, ihm für

alles Gesagte dankten, und ihn baten, aufzuhören. So pflegte er auch in Privatunterhaltungen, wenn z. B. seine Gemeindeglieder ihn besuchten, für ihre Belehrung und Erbauung bemüht zu seyn, so daß Keiner von ihm hinausging, der nicht, wenigstens so weit dies an Oberlin lag, einen Segen mit nach Hause genommen hätte.

War doch schon der Eintritt in Oberlins Pfarrhaus für Viele erbaulich; da war fast kein Ort im Hause, wo nicht irgend ein belehrender Denkspruch schön geschrieben in's Auge gefallen wäre. Mit dergleichen Denksprüchen suchte er oft lange Zeit vorher die Herzen seiner Gemeindeglieder zu etwas vorzubereiten, wozu diese höchst widerspenstig waren. So, um nur ein Beispiel anzuführen, machte er sie Jahre lang auf das Unrecht, das in dem Führen eines scheinbar gerechten Prozesses wegen der Gemeindewaldungen lag, dadurch aufmerksam, daß er über seine Hausthür die Worte schrieb: „O Gott, erbarme dich des Steinthals, und mache dem Prozeß ein Ende!“ bis endlich die Stunde zur Ausführung seines Planes gekommen, und er die vielfach vorbereiteten Gemüther von dem Unrechte ihres gerechten langjährigen Prozesses so eindrücklich überzeugt hatte, daß sie die dargebotene Ausgleichung bereitwillig annahmen.

Eben so, wie den Unterricht und die Belehrung der Erwachsenen, ließ sich Oberlin den Unterricht der Kinder angelegen seyn. Zu dem Schulhaus, das schon der treffliche Stuber hatte erbauen lassen, ließ Oberlin mit Hülfe der Unterstützungen, welche er durch auswärtige Freunde er-

hielt, und mit Aufopferung seines eigenen kleinen Vermögens, noch ein zweites Schulhaus in Waldbach, und dann auch in jedem Filialorte eines erbauen. Er selbst war die beständige Seele des ganzen Schulunterrichts. Jede Woche versammelte er zu Waldbach sämmtliche Schulkinder seiner Pfarrei, sowohl aus dem Orte selber, als aus den Filial-Dörfern, wobei er durch eine öffentliche Prüfung einen edlen Wetteifer zwischen ihnen selber und zwischen ihren Lehrern zu erregen suchte. Hierbei kam ihm eine schon zu Stubers Zeiten getroffene Einrichtung sehr wohl zu Statten. Ein Wohlthäter zu Straßburg hatte ein Kapital von 1000 Fl. zur Verbesserung der Schulen hergeschenkt. Der Zins dieses Kapitals wurde jährlich als Preis unter die Schullehrer des Steinthals, nach Maßgabe der Anzahl ihrer wohl unterrichteten Schüler, vertheilt; für jüngere Kinder erhielten dieselben eine etwas stärkere Summe, für Kinder schwächerer Gaben, wenn sie doch bestanden, das Doppelte. Der Pfarrer legte überdies eine sehr zweckmäßige Schulbibliothek an, ließ selbst mehrere Schulbücher drucken, und quartalweise in den verschiedenen Dörfern zirkuliren.

Aber nicht bloß jene Kinder, welche schon den Schulunterricht benutzen konnten, waren ein Gegenstand seiner zärtlichen Sorgfalt, sondern auch die ganz kleinen, welche noch nicht oder kaum gehen konnten. Von ihren ersten Lebensjahren an suchte er diese zu Christen und zu gesunden, fleißigen Menschen zu bilden. Da die Aeltern, stets mit ihrem Ackerbau oder Gewerbe beschäftigt, öfters oder

meist nicht Zeit hatten, den kleinen Kindern die nöthige Aufsicht und Pflege zu gewähren, und daher diese Kleinen ganz allein gelassen, auf der Straße oder im Hause spielend, großen Gefahren des Leibes und der Seele ausgesetzt waren, miethete Oberlin auf seine Kosten geräumige Zimmer und richtete sie bequem ein. Da wurden denn die Kinder, besonders bei schlechtem Wetter, unter die Aufsicht und freundliche Pflege von weiblichen Personen versammelt, welche er selbst mit Hülfe seiner trefflichen Gattin zum Geschäft der Kinder-Pflege und christlichen Kinderzucht ausgewählt und gebildet hatte. Hier spielten dann die Kleineren; die Größeren lernten Stricken, Spinnen, Nähen, und zur Abwechselung legten ihnen dazwischen die Aufseherinnen Landkarten, namentlich eine des Steinthals und seiner Umgegend, vor, worauf jedes Kind seines Vaters Haus und Hof verzeichnet fand, oder auch bemalte Kupferstiche über biblische oder naturgeschichtliche Gegenstände, und gaben dazu die nöthige Erklärung. Bei diesen Kinderversammlungen war es unter andern eine Hauptbedingung, daß die Kleinen kein Patois sprechen durften, sondern blos rein französisch; hierdurch ist es hauptsächlich gelungen, daß das häßliche platte Patois im Steinthal fast ganz ausgerottet ist.

Zu seinen Belehrungen für Jung und Alt nahm Oberlin außer den mündlichen und persönlichen Bemühungen ein unfehlbares Hauptmittel zu Hülfe, welches auch da im häuslichen Leben noch fortwirkte, wo der Pfarrer nicht

mehr wirken konnte. Dieses Mittel war die allgemeinere, häufigere Verbreitung der heiligen Schrift. Die durch Stuber in's Steinthal gebrachten Bibeln reichten lange nicht mehr hin, oder waren durch häufigen Gebrauch abgegriffen. Oberlin sorgte für mehrere Bibeln, und sein frommer Eifer hierin war auch der brittischen Bibelgesellschaft so wohl bekannt, daß sie gleich nach ihrer Errichtung in Briefwechsel mit ihm trat. Zu Waldbach wurde dann ein kleiner Ausschuß als Hauptmittelpunkt der Bibelverbreitung in Frankreich errichtet, der aus Oberlin und seinem trefflichen Sohne Heinrich, so wie Herrn Daniel Legrand bestand, denen es gelungen, noch ehe die Bibelgesellschaft in Paris entstanden war, mehr als 10,000 Bibeln und neue Testamente in Umlauf zu setzen. Ein Schreiben Oberlins an den Verwaltungs-Ausschuß der Londoner Gesellschaft brachte den Letztern auf den Gedanken, Frauen-Bibel-Vereine in England zu stiften; wie dessen damaliger Secretär, Herr Owen, in seiner Geschichte der Bibelgesellschaft berichtet: — „Wir verdanken diese Einrichtung jenem außerordentlichen Manne, der mit Patriarchen-Einfalt und apostolischem Eifer so Vieles für das zeitliche und ewige Wohl seiner Heerde geleistet hat." — — Das Schreiben Oberlins, worauf Herr Owen hindeutet, enthält eine Erzählung, wie drei achtbare Frauen seiner Gemeinde: Sophie Bernard, Marie Schöppler und Katharina Scheidecker, an seinen evangelischen Arbeiten Theil nahmen, indem sie theils ihren Nachbarn aus der heiligen Schrift vorlasen, theils ihnen

das Bibelbuch zu leihen pflegten. — So sorgte der treff=liche Pfarrer zwar vornämlich dafür, daß das ewige Wohl seiner Gemeinde=Glieder begründet würde; aber er sorgte auch demnächst für ihr äußerliches Wohlergehen.

7.
Oberlin als Vater, Versorger und Erzieher seiner Gemeinde.

Oberlins Liebe zu allen seinen Gemeinde-Mitgliedern glich gar sehr der Liebe zärtlicher Aeltern für ihre Kinder. Gott hatte ihm auch für die äußere Noth, für das äußere Bedürfniß seiner armen Steinthaler ein aufmerksames und verständiges Herz gegeben. Wie Aeltern, wenn sie ihre lieben Kinder in äußerer drückender Noth sehen, nicht eher ruhen können, bis sie der Noth durch Rath und That abgeholfen, so konnte auch unser Oberlin nicht ruhen, bis er seine zum Theil durch eigene Schuld in bitterem Mangel und äußerer Entbehrung lebende Gemeinde zu dem Zustand von gemüthlichem Wohlseyn und einer Art von Wohlstand erhoben hatte, in welchem sie sich jetzt befindet. Hierin kann Oberlin für alle Menschen, welche die Liebe der Brüder im Innern dränget, zum verständigen Muster dienen, wenn sie nur zugleich auch nicht versäumen, bei allen ihren Unternehmungen jene Ergebung in Gottes Willen nachzuahmen, welche unser frommer Pfarrer sehr schön in folgender Stelle eines seiner Briefe ausdrückt: „Millionen Male," schreibt er da, „habe ich Gott um die Gnade angerufen, mich als sein Kind, sey es zum Leben oder zum Tode, ganz seinem Willen überlassen und freiwillig hingeben zu können, und nichts zu wollen, nichts zu wünschen, nichts zu sprechen, nichts zu thun, noch zu unternehmen, als

was Er, der allein Gute und Weise, für das Beste hält."

Nirgends war vielleicht, in einem weiten Umkreis umher, der Ackerbau schlechter bestellt, als damals im Steinthal; auch das Haupt- und beinahe einzige Erzeugniß des Landes, die Kartoffeln, ganz ausgeartet, und Felder, welche sonst 120 bis 150 Scheffel trugen, gaben jetzt nur noch 30 bis 40. Die Bauern glaubten, das Erdreich habe seine Fruchtbarkeit verloren, und dachten nicht daran, die Schuld in ihrer eignen Behandlung der Aecker zu suchen. An Baumzucht, an Kleebau, an Wieswachs war, wie wir oben sahen, gar nicht zu denken. Die Armuth war deshalb auch so groß, daß z. B. eine Wittwe hoch entzückt war, einen Sou (anderthalb Kreuzer) zum Geschenk zu erhalten, weil sie dafür auf einige Tage Salz zu ihren Kartoffeln kaufen konnte. Verschiedene Familienglieder und Bekannte konnten immer nur abwechselnd zur Kirche gehen, weil sie nur ein gemeinschaftliches Sonntagskleid hatten. Oberlin fing an, seiner Gemeinde, welche anfangs seinen Worten hierin nicht glauben wollte, durch die That zu predigen. Mehrere Grundstücke seines Pfarrgutes lagen zu beiden Seiten eines sehr gangbaren Weges. Hier machte der Pfarrer verschiedene sehr glückliche Versuche mit der Anpflanzung von Feldfrüchten, von Korn und Steinobst, sowie von Wallnußbäumen; die Vorübergehenden blieben neugierig stehen, bewunderten die hübsche Pflanzung und ihren baldigen reichen Ertrag, wogegen ihre eignen Felder so trau-

rig abstachen. Einer nach dem Andern kam, fragte den Herrn Pfarrer, wie er's denn anfange, um einem so unergiebigen Boden einen so schönen Ertrag abzugewinnen? und Oberlin belehrte sie, daß zwar zunächst alle gute und vollkommene Gabe, auch im Aeußerlichen, von oben komme, daß und wie aber dabei auch viel von unserem Fleiß und Geschick abhänge. Jetzt gingen seine Vorschläge besser ein; der Anbau der Kartoffeln, welche Oberlin aus der Schweiz, aus Deutschland und Lothringen hatte kommen lassen, wurde versucht; nach Oberlins Rath zur Ersparung der Einsatzkartoffeln jede einzelne in so viele Theile getheilt, als sie Augen hatte, und bald wurde dieses beliebte Gewächs in solchem Ueberflusse und in solcher Güte gezogen, daß es in großer Menge nach Straßburg ausgeführt werden konnte, wo jetzt die Steinthaler Kartoffeln vor allen andern geschätzt sind. Hierbei ließ es aber Oberlin nicht bewenden; er versuchte unter anderm in seinem Steinthal den Flachsbau, und ließ dazu den Samen aus Riga kommen. Dieser Anbau gerieth vortrefflich, eben so an vielen Punkten der von Getreide, Gemüse, Klee. Zu diesem glücklichen Erfolg trug ganz vorzüglich das bei, daß Oberlin seine Landleute die Benutzung und Vermehrung des von ihnen vorher gar nicht geachteten Düngers lehrte, und die Stallfütterung unter ihnen einführte.

Der Wieswachs war damals im Steinthal fast für nichts zu rechnen. Die Waldbäche, welche nach Regengüssen und bei thauendem Schnee mit regellosem Laufe

herunterstürzten in's Thal, bildeten da sumpfige Flächen, auf welchen ein für's Vieh kaum noch genießbares, saueres Gras wuchs. Oberlin brachte es bald dahin, daß den Bächen tiefere Betten gegraben, daß die sumpfigen Stücke durch angelegte Gräben in's Trockne gestellt und hierdurch zum Ansäen besserer Futterkräuter geeignet wurden. Er führte auch zuerst den Obstbau im Steinthal ein, lehrte seine Landleute die Bäume aus den Kernen ziehen und dann durch Pfropfen veredeln; und jetzt sieht man da, wo sonst nur Holzäpfelbäume gediehen, ganze Waldungen voll trefflicher Obstbäume. Eben so war denn auch der unermüdete Pfarrer auf die Vermehrung und Veredlung der Viehzucht bedacht. Er setzte aus eigenem Beutel für die Gemeinde, welche den schönsten Stier gezogen hatte, jährlich einen gewissen Preis aus, wodurch ein munterer Wetteifer erzeugt wurde. In dieser Art der Aufmunterung seiner Landleute wurde er übrigens auch von der Ackerbau=Gesellschaft in Straßburg unterstützt, welche der von Oberlin im Steinthal errichteten kleinen Ackerbau=Gesellschaft, die sie als einen Hülfs=Verein anerkannte, im Jahre 1805 zweihundert Franken zusendete, zu Preisen für diejenigen Landwirthe, die in der Zucht und Veredlung der Obstbäume das Meiste geleistet hatten. Die Zahl der Bewohner nahm nun gar bald im Steinthal zu, so daß der Ertrag der Felder für die von Jahr zu Jahr anwachsende Menge nicht hingereicht hätte. Da führte Oberlin das Wollenspinnen ein, wodurch dem Steinthal damals ein jährlicher Gewinn von 32,000 Fran=

ken zugewendet wurde. Durch des merkwürdigen Mannes Wirken aufmerksam geworden und angezogen, kam denn später in's arme Steinthal die edle Familie Legrand, Vater und Söhne, aus Basel, welche dort eine Bandfabrik errichteten. In alle Oertlein des Thales haben die edlen Männer ihre Bandstühle vertheilt, und sie suchen immer ihren Arbeitern nicht blos leibliche, sondern zugleich auch geistliche Nahrung zu bringen.

Ein Hauptbedürfniß für die Bewohner des Steinthals war jetzt die Anlegung einer Straße, welche ihre Gegend mit der Hauptstraße und den angrenzenden Ortschaften in Verbindung setzte. Der Regierung war es nicht zuzumuthen, und von ihr war es nicht zu erwarten, daß sie nach einem so abgelegenen Gebiet hin sollte eine Straße bauen lassen. Da rief Oberlin eines Tages seine Bauern zusammen. „Kinder," sagte er, „es ist nöthig, daß wir durch unser Steinthal bis zu der nicht gar weit entfernten Hauptstraße eine Seitenstraße anlegen, und eine Brücke über die Breusch bauen." Die Bauern staunten mit offenem Munde den Pfarrer und sich unter einander an, und sagten einmüthig, das ginge unmöglich, sie hätten andere Sachen zu thun, als Straßen zu bauen. — „So," sagte der Pfarrer, „wie es jetzt ist, seyd ihr, einen großen Theil des Jahres hindurch, von der ganzen übrigen Welt abgeschieden. Nicht einmal im Sommer kann sich ein Fuhrwerk zu euch herauf getrauen. Bauet ihr eine Straße, so könnt ihr eure Landeserzeugnisse leichter absetzen, und das ganze Jahr hindurch den Umgang

anderer Leute genießen." — „Das geht unmöglich an, Herr Pfarrer," antworteten die Bauern. — „Wer also will, der folge meinem Beispiel," sagte der Pfarrer, „und gehe mit hinaus, ich will's euch zeigen, wie man eine Straße bauen muß." — Oberlin, in seinem alten Rock, nahm eine Pickelhaue auf die Schulter und ging voraus, und siehe da, die Bauern eilten jeder in sein Haus, und folgten, der eine mit einer Schaufel, der andere mit Spaten, der dritte mit Pickel und Brecheisen, dem Pfarrer nach. Bei diesem war der ganze Plan schon längst überlegt und ausgedacht; er stellte gleich einen jeden an seinen Ort, und legte selber mit seinem Knechte, gerade da, wo die Arbeit am beschwerlichsten und gefährlichsten erschien, rüstig die Hand an. Die Bauern arbeiteten mit dem Pfarrer bis zum Mittag und dann wieder bis zum Abend, und so war der Straßenbau begonnen, und nach wenigen Monaten auch vollendet. Bald war auch über die schäumende Breusch von dem Pfarrer im Steinthal und seinen Bauern die Brücke erbaut, welche den Namen pont de charité trägt, und die Verbindung mit der Hauptstraße vollends bewerkstelligt. Jetzt wurden nun auch durch die einzelnen Theile des Steinthales selber Steinwege angelegt. Die Kirche des einen Ortes war so gelegen, daß bei feuchter Witterung die Kirchengänger nur durch einen See von Schmutz und Schlamm zu ihr gelangen konnten. Oberlin empfahl es, daß Jeder, der zur Kirche ginge, einen Stein mit sich bringen, und außen zur Begründung eines festen Weges niederlegen sollte, und

ging dabei selber mit gutem Beispiel voran. Nachdem so das Thal gereinigt und trocken gelegt, überall bepflanzt und blühend geworden war, ging Oberlins Sorgfalt auch weiter in's Innere der Ortschaften selber, und in den Bau der Häuser ein. Schon die Weise, in welcher er seine Bauern es gelehrt hatte, den Dünger, welcher vorher nur ein ekelhafter Schmutz um die Häuser her gewesen war, in besondern Gruben aufzubewahren, und für den Ackerbau zu benützen, hatte zur äußern Reinlichkeit Vieles gewirkt; jetzt entstanden denn auch durch seinen Betrieb allmählig, statt der schmutzigen verfallenen Hütten, reinliche, steinerne Häuser, großentheils mit gemauerten Kellern, zum Aufbewahren der Kartoffeln, versehen. Ferner ergriff Oberlin sehr wirksame Maßregeln, um seine Gemeinde von den benachbarten Marktflecken unabhängig zu machen, wohin man sich bisher auch für die alltäglichsten Bedürfnisse wenden mußte. Beinahe kein einziges Gewerbe wurde im Steinthal betrieben; hieraus entstand theils eine allzuhäufige, peinliche Entbehrung, theils eine übergroße Ausgabe für die unentbehrlichsten Dinge, die man nicht bei der Hand hatte. Um diesem Uebel abzuhelfen, wählte der Pfarrer die tauglichsten jungen Leute aus seiner Pfarrei aus, sandte sie nach Straßburg, und ließ sie auf seine Kosten das Maurer=, Tischler=, Glaser=, Hufschmied= und Wagnerhandwerk lernen. Selbst einen eigenen Arzt schenkte Oberlin dem Steinthal, indem er einem jungen Menschen aus seiner Gemeinde Gelegenheit verschaffte, sich in Straßburg für diesen wich=

tigen Beruf auszubilden. Früher, und auch in dringenden Fällen später noch, war er selber als Arzt und Wundarzt, mit den bei Dr. Ziegenhagen erworbenen Kenntnissen, seinen Steinthalern zu Hülfe gekommen. Auch zu Hebammen ließ er mehrere fähige Frauenspersonen aus seiner Gemeinde sich bilden. Auf diese Weise blieb nun manche Summe, die vorher, ohne wiederzukehren, hinausgegangen war, im Thale. Man wird hierbei fragen, woher denn der Pfarrer bei seiner geringen Einnahme, welche zwar in einigen Jahren gegen 1100, in andern nur 400 Franken (520 und 192 Gulden), in noch andern aber gar nichts eintrug, zu solchen Ausgaben das Geld genommen habe, um so mehr, da es von ihm bekannt ist, daß er seiner Gemeinde auf eigne Kosten Feuerspritzen gekauft, Unterlehrer und Unterlehrerinnen für ihre Kinder besoldet, unzählige Wohlthaten an die Armen gespendet, Missionsbeiträge entrichtet, und zur unentgeldlichen Vertheilung von Bibeln kräftig mitgewirkt habe. Oberlin benutzte hierzu eine andere Art des Erwerbes, als den, welchen ihm seine arme Gemeinde darbieten konnte: er hielt beständig Kostgänger und Zöglinge in seinem Hause, Söhne wohlhabender und ahnsehnlicher Familien, welche man ihm freudig anvertraute, so daß ein Gedränge um jede erledigte Stelle der Art in seinem Hause war; was er dann durch das Geschäft des Unterrichts und der Erziehung dieser fremden Kinder sauer verdiente, das gehörte nicht blos ihm und seinen eignen neun Kindern, sondern wie jede Prise Schnupf-

tabak, die der Alte hatte, allen Mitgliedern seiner Gemeinde.

Als daher nach jener Schreckenszeit der Revolution, in welcher lange Zeit aller Gottesdienst untersagt, und von Pfarrbesoldung keine Rede mehr gewesen war, die Kirchen wieder eröffnet wurden, erklärte Oberlin seinen Pfarrgenossen, er wolle sie fernerhin bedienen, so lange ihm Gott Kräfte schenke; er wolle jedoch nicht mehr die gewöhnlichen Beiträge zu seiner Besoldung einsammeln lassen, jeder wisse des Pfarrers Wohnung, und könne seinen Antheil nach Vermögen und Belieben bringen; es sey unbillig, daß die Armen, die oft nicht Salz und Brod haben, obgleich sie der größte Theil der Gemeinde sind, so viel zahlen, als die Wohlhabenden; auch sollten sie nicht erwarten, daß der Pfarrer zwei Drittheilen seiner Pfarrkinder, denen er lieber geben, als sie noch mehr drücken möchte, den Gerichts-Diener schicke, hinsichtlich der Schul- und der Pfarrbesoldung sollten sie freiwillig thun, was sie in Betreff der Staats-Auflagen gezwungen thun, nämlich jeder solle nach Kräften beitragen. Ohnehin nahm Oberlin keine Casualien, und pflegte hierüber zu sagen: „bei uns kommt man zur Welt, heirathet und stirbt unentgeldlich, wenigstens in Ansehung des Pfarrers.“

So wie Oberlin selbst jeden Augenblick in seinem Beruf thätig war, verlangte er dies auch von Andern, und nichts war ihm widerlicher als Faulheit. Schon die kleinen Kinder wurden von ihm durch Belohnung von

etlichen Sous dazu angefeuert, alte wollene Lappen zu zerzupfen, weggeworfene Schuhe und auch allerhand Abfälle aus dem Pflanzenreich zu sammeln, welche er dann wenigstens zur Bereitung des Düngers benutzen ließ, damit, nach einem seiner Lieblingssprüche, „nichts umkomme." — Im ganzen Steinthal fand sich bald kein einheimischer Bettler mehr. Kamen auswärtige Bettler, so kehrten diese zwar, wenn sie würdig waren, nie ohne Gaben zurück, die unwürdigen aber wußte Oberlin auf eine sehr nachahmungswerthe Weise abzuhalten. „Warum arbeitet ihr nicht?" fragte er. — „Herr, ich finde keine Arbeit." — „Nun ich will euch welche geben, da tragt die Steine weg u. s. w." Zogen dann die Bettler den Müssiggang vor, so ließen sie sich nie wieder im Steinthal sehen.

Die Liebe zur Thätigkeit ging bei dem seltsamen Pfarrer so weit, daß er, als er bemerkte, daß die Frauen seiner Gemeinde, besonders an manchen Nachmittags-Versammlungen zerstreut und unaufmerksam waren, ihnen sagte, sie sollten Strümpfe für arme Waisen und andere Hilfsbedürftige stricken. Dieser Anblick war merkwürdig und seltsam. Frauen, welche während des Vortrages ihres Pfarrers eifrig strickten, aber nun auch eben so eifrig und eifriger, als jemals vorher, auf das horchten, was der Pfarrer sagte.

Konnte Oberlin schon die leibliche Faulheit nicht dulden, so war seiner ganzen Natur noch mehr jene geistige Trägheit zuwider, welche über nichts denken und nachsin-

nen mag, sondern Alles, so wie sie es mechanisch erlernte, gedankenlos hin treibt. Jeden Donnerstag hatte er zwei Stunden für die erwachsenen Leute seiner Gemeinde bestimmt, wo er sich mit diesen verständig über alles, was zur Land- und Hauswirthschaft gehört, über Gegenstände der Naturwissenschaft und dergleichen unterhielt. Er hatte eine Elektrisirmaschine und manchen andern physikalischen Apparat gekauft, besaß eine schöne Pflanzensammlung, und so erweckte er auch in seinen Pfarrgenossen Aufmerksamkeit und Nachdenken über die Erscheinungen der sichtbaren Welt. Auch die ältern Schulkinder waren wöchentlich einmal bei dem Pfarrer, der ihnen, als der erfahrenste und denkendste Landwirth seiner ganzen Gemeinde, Sätze über vernünftige Einrichtung der Landwirthschaft diktirte, sowie gute Haushaltungsregeln, und sie die Natur kennen lehrte. Oberlin schrieb selbst, zunächst für sein Steinthal, jährlich einen Volkskalender, und ließ ihn drucken, um auch da als väterlicher Freund und Rathgeber zu wirken.

Nächst der Furcht des Herrn, dies war Oberlins innigste Ueberzeugung, kommt aller Segen auch im Aeußerlichen hauptsächlich vom genauen Gehorsam gegen die Obrigkeit und ihre von Gott eingesetzte Ordnung. Diese, sowie andere Grundansichten des Pfarrers werden deutlich in den schriftlich vorgefundenen Fragen, welche er von Zeit zu Zeit seinen Gemeindegliedern ernstlich vorlegte. Wir halten es für nützlich, diese Fragen hier mitzutheilen:

„Besuchet ihr, nebst eurer ganzen Familie, regelmäßig den Gottesdienst? — Lasset ihr keinen Sonntag ohne irgend ein Liebeswerk vorüber gehen? — Seyd ihr nicht, oder euer Weib, oder eure Kinder, nach den Erdbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren, Maulbeeren, oder Haselnüssen, statt zur Kirche gegangen? Oder, wenn auch dies geschehen ist, gelobt ihr vor Gott, es nicht mehr zu thun? — Habt ihr Sorge getragen, euch die zum Besuche des Sonntags-Gottesdienstes unentbehrlichen Kleidungsstücke anzuschaffen? — Diejenigen, welche die nöthigen Kleidungsstücke besitzen, wenden sie einen bestimmten Theil ihres Einkommens dazu an, denen, die noch Mangel daran haben, solche zu verschaffen oder andern dringenden Bedürfnissen ihres Nächsten abzuhelfen? — Haben eure bürgerlichen und kirchlichen Vorgesetzten Ursache, mit euch und allen Gliedern eurer Familie zufrieden zu seyn? — Liebet und verehret ihr unsern Herrn und Heiland Jesum Christum in solchem Grade, daß ihr euch getrieben fühlet, so viel an euch liegt, Eintracht unter eueren Nachbarn zu stiften und zu handhaben; damit Alle nur Eine Heerde bilden, deren Hirte Er sey? — Verursacht euer Vieh andern Einwohnern keinen Schaden noch Unbequemlichkeit? Habet wohl hierauf Acht, denn es wäre Oel in's Feuer gegossen, und würde euch vielen Kummer verursachen! — Haben euere Gläubiger Anlaß, mit euerer Rechtschaffenheit und Pünktlichkeit zufrieden zu seyn, und kann man nicht von euch sagen, daß es euch angelegener sey, euch überflüssige schöne Kleider anzuschaffen, als eure

Schulden zu zahlen? — Habt ihr dem Kirchenpfleger, dem Schullehrer, dem Hirten, dem Fabrik-Verwalter u. s. w. alle verflossenen Termine bezahlt? — Traget ihr gewissenhaft zur guten Unterhaltung der Wege bei? — Habt ihr zum allgemeinen Besten auf einem Gemeindeplatz wenigstens zweimal so viele Bäume gepflanzt, als Köpfe in eurer Familie sind?*) — Habt ihr dieselben nach den Regeln der Kunst, oder wie faule unwissende Pfuscher gepflanzt? — Fehlet ihr nie, wenn der Maire die Gemeinde versammelt; oder wenn es euch unmöglich ist, beizuwohnen, traget ihr Sorge, ihn davon zu benachrichtigen, und euch bei ihm zu entschuldigen? — Besuchen eure Kinder regelmäßig die Schule? — Beaufsichtiget ihr dieselben, wie Gott es von euch fordert? — Habt ihr Maßregeln zur Ersparniß des Holzes getroffen, und lasset ihr die Wärme nicht verloren gehen? — Haltet ihr, ohne dringende Nothwendigkeit, keinen Hund? — Verstehet ihr und eure Söhne irgend eine Muße-Hand-

*) Auf das Anpflanzen der Bäume, zum allgemeinen Besten, legte Oberlin einen großen Werth. „Satan, der Feind aller Wesen," so schrieb er am 13ten Nov. 1813 in einem Circularschreiben an seine Gemeinde, „freut sich, wenn wir ausrotten und zerstören; unser Herr Jesus Christus dagegen freut sich, wenn wir für das allgemeine Beste arbeiten — — er freut sich, wenn wir aus Liebe zu den Brüdern Bäume anpflanzen." Wenn die Kinder der Gemeinde die ersten Früchte der von ihnen gepflanzten Bäumchen dem Papa Oberlin brachten, so war dies für Beide ein froher Festtag.

thierung, und treibt ihr letztere, um jeden verlornen Augenblick zu benützen? — Habt ihr eine Wasser-Grube, oder wenigstens eine Mistgrube, worein ihr alles Spülwasser gießt?" u. s. w.

Unter die Dinge, welche Oberlin schlechterdings an seiner Gemeinde nicht dulden konnte, gehörte das Schuldenmachen. Weil der große Mangel an Ackergeräthschaften die Landleute, die oft gerade dann, wenn sie eine Geräthschaft am nöthigsten brauchten, kein Geld hatten, sie zu bezahlen, häufig in die Hände harter Gläubiger führte, ließ Oberlin schon in den ersten Jahren seiner Amtsführung auf eigene Gefahr einen großen Vorrath solcher Geräthschaften kommen; gab sie seinen Landleuten um den kostenden Preis, auch wohl noch wohlfeiler, und erlaubte ihnen, erst nach Verkauf der Kartoffelernte zu zahlen.

Auch errichtete er eine Leihkasse, gegen welche aber jede Verpflichtung als heilige Schuld mit der gewissenhaftesten Genauigkeit erfüllt werden mußte. Wer nach verflossener Frist nicht zurück gezahlt hatte, der durfte eine Zeit lang nicht wieder entlehnen. Ferner waren die meisten Steinthaler mit einer Menge kleiner Schulden belastet, welche täglich eingefordert werden konnten. Oberlin bewog sie, mittelst einer kleinen, aber regelmäßigen Einlage, eine Tilgungskasse zu errichten, wodurch alle jene Schulden allmählig abgetragen wurden.

„Darum (heißt es Matth. 5, V. 23. 24) wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst, und wirst allda ein-

denken, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm, und opfere deine Gabe." — Konnte es unser Oberlin an seinen Gemeindegliedern schon nicht leiden, wenn sie im Aeußerlichen Schulden machten, so konnte er es noch viel weniger dulden, wenn sie, Einer bei dem Andern, Seelenschulden des Hasses und der Feindseligkeit machten. Mit der größten Aufopferung von Zeit und Kraft suchte er die etwa entstandenen Zwistigkeiten beizulegen, und namentlich war ihm keine Unduldsamkeit widerlicher, als die roheste von allen, welche unter *verschiedenen* Confessionsverwandten zu entstehen pflegt. Auch hiervon werden einige Züge hier erwähnt. Im Jahr 1789 hatte eine katholische Tochter aus dem nahe gelegenen Städtchen Schirmeck einen protestantischen Einwohner von Waldbach geheirathet. Dieser Mann hatte Feinde und Neider, weil er etwas wohlhabender war, als die meisten damaligen Steinthaler. Die junge Frau kam mit einer Tochter nieder; dem Ehevertrag gemäß sollte das Kind in der Religion der Mutter erzogen, und daher vom katholischen Pfarrer in Schirmeck getauft werden. Der Weg dahin führte über einen Berg. In dem Augenblicke, in dem die Aeltern mit dem Kinde den Weg zur Taufe antreten wollten, wird ihnen berichtet, des Mannes Feinde hätten sich verabredet, ihm unterweges aufzulauern, ihn zu überfallen und zu mißhandeln. Die Reise konnte nicht aufgeschoben werden; denn der Pfarrer

in Schirmeck erwartete das Kind schon, und doch hatte man auch keinen Muth, sie anzutreten. In dieser peinlichen Verlegenheit fragen die Aeltern Oberlin um Rath. Dieser ermahnt sie zum festen Vertrauen auf Gott, schlägt ihnen aber vor, er selber wolle sie begleiten, um ihnen nöthigenfalls beizustehen. An einer Krümmung des Waldes, wo leicht ein Ueberfall zu befürchten war, fällt Oberlin auf die Kniee nieder, breitet die Hände über die jungen Gatten aus, und spricht mit starker Stimme: „Großer Gott! Du siehest das Verbrechen, das jetzt wacht und brütet; Du siehest die Unschuld in Aengsten; mächtiger Gott! wende ab die Gefahr, oder verleihe Deinen Kindern die Kraft, dieselbe zu besiegen!“ Jetzt stürzen aus einem Buchenwäldchen unter fürchterlichen Drohungen mehrere Männer hervor. Oberlin nimmt das Kind auf seine Arme, und tritt gegen sie vor, mit einer Gemüthsruhe, worin allerdings auch ein gerechter Unwille sich aussprach, der aber doch nicht alle Hoffnung auf Verzeihung benahm: „Hier ist es, dies Kind, das euch so vieles Leid gethan hat, das die Ruhe eures Lebens stört!“ Bestürzt über die Gegenwart des Pfarrers, von dem sie nicht dachten, daß er Leuten zum Geleitsmann dienen würde, die eine katholische Feierlichkeit begehen wollen, und welchem, wie sie aus seinen eigenen Worten vernahmen, ihre boshaften Anschläge nicht unbekannt waren, wagen sie es nicht, sich zu verstellen, gestehen ihr Unrecht, bitten den jungen Mann um Verzeihung, und söhnen sich mit ihm aus. Der Taufzug setzt, voll frohen Dankes gegen Gott

und seinen Diener, den Weg nach Schirmeck fort; Oberlin mit den Männern, die er vom Bösen abgehalten hatte, kehrte friedlich nach Waldbach zurück, wo er sie mit den Worten verläßt: „Kinder, gedenket dieses Tages, wenn ihr wollet, daß ich ihn vergesse!“

Eines Tages hört Oberlin einen gewaltigen Lärm nach seinem Studirzimmer hinauf. Er sieht hinunter, und bemerkt, wie der ganze Ort, Alt und Jung hinter einem Fremden drein schwärmt und schreit, wie eine Krähenschaar hinter einem am Tage herumfliegenden Schuhu. Oberlin eilte hinunter, fragt, was es sey? „Ein Jude, ein Jude,“ ruft das Volk. Da zeigt ihnen Oberlin, wie unwürdig sie sich in diesem Augenblick des Christennamens machen, da sie einen Menschen so beschimpfen, der unglücklich genug war, Christum nicht zu kennen. Hierauf nimmt der Pfarrer den Bündel des Fremden auf seine eignen Schultern, faßt diesen bei der Hand, und führt ihn in sein gastfreies Haus.

Wie sehr Oberlin gegen das Prozeßführen war, haben wir bereits oben, S. 55, gesehen; als er endlich in dem dort erwähnten Falle seine Gemeinde, die in diesem Punkt anfangs große Hartnäckigkeit gezeigt hatte, dahin brachte, daß sie einen Vergleich eingehen wollte, ging er selbst nach Straßburg, und bewirkte es da, durch Vermittlung seines Freundes, des Präfekten vom Niederrhein, Herrn Lezay von Marne, daß sich auch die andere Partei zu einem, für die Steinthaler vortheilhaften, Vergleich bereit finden ließ. Nach beinahe einem Jahrhunderte war

so endlich der Tag der Beendigung dieses Prozesses herbeigekommen. Der Präfekt wollte, daß die Steinthaler nie vergessen sollten, wem sie die Wiederherstellung des Friedens zu danken hätten; auf seine Aufforderung überreichten die Maires der Gemeinde in feierlicher Deputation dem Pfarrer die Feder, womit der Vertrag unterzeichnet worden war, und baten ihn, dieselbe als Denkmal seines Sieges über Haß und Leidenschaft in seinem Kabinette aufzuhängen.

Einem solchen Seelsorger und Vater seiner Gemeinde, wie Oberlin dies war, konnte es nicht an reichen Früchten fehlen, nicht an einer Menge offenbarer Fälle, wo sein Beispiel Nachahmung geweckt hätte. Anfänglich brachte er es blos dahin, die Einwohner von schweren Vergehen abzuhalten. Mehrere z. B., welche früherhin ihre damals drückende Noth verleitet hatte, in den nahe liegenden Privatwaldungen Holz zu stehlen, bewog er, den Geldwerth des Gestohlenen ihm anzuvertrauen, um auf diesem Wege den Waldeigenthümern den Schaden zu ersetzen. Allein späterhin führte er dieselben über die Schranken bloser Rechtlichkeit hinaus, und weihete sie in alle Geheimnisse christlicher Liebe ein. — Eben so wie der gastfreie Pfarrer, besonders in den Zeiten der Revolution und politischen Verfolgungen, so manches Verlassenen sich angenommen, und Viele bei sich beherbergt hat, so ist im ganzen Steinthal Gastfreiheit und Freigebigkeit herrschend geworden. Eben so wie der Pfarrer ein zärtlicher Vater der Waisen gewesen, so sind dies auch seine meisten Gemein-

deglieder. Wenn der Vater, die Mutter einer armen zahlreichen Familie stirbt, so nehmen die Verwandten, Freunde, Nachbarn des Verstorbenen die verwaisten Kinder zu sich, und sorgen für ihre ganze Erziehung; beinahe in jedem Hause sind solche angenommene Kinder, und man denkt kaum daran, daß sie nicht zur Familie gehören. Eine arme Steinthalerin, Sophie Bernard, hat auf diese Weise neun Kinder dem Verderben entrissen. Mit Erlaubniß ihrer Aeltern hatte sie anfangs drei angenommen, welche aber ihr jähzorniger Vater mißhandelte, wenn die Kleinen in der damaligen Hungersnoth um Brod schrieen; darauf, als sie noch *vier und* dann noch zwei hinzugenommen, miethete sie vom Ertrag ihres Wollspinnens eine Hütte, wohin sie mit ihren Waislein zog, die sie ebenfalls zum Wollspinnen anhielt, und hierdurch sich und die Kinder ernährte. Ein junger Mann bot ihr seine Hand an, und da sie ausweichend antwortete, so erklärte er, daß er nöthigenfalls noch 10 Jahre warten wolle. Darauf gestand sie ihm endlich, sie habe sich nur deßhalb geweigert, weil es sie gar zu sehr schmerzen würde, sich von ihren Pflegekindern trennen zu müssen. — Nun, wer die Mutter nimmt, nimmt auch die Kinder an, das versteht sich, antwortete der junge Mann. — Die Heirath geschah, und der junge Mann erfüllte nicht nur sein Versprechen treulich, sondern die beiden Gatten nahmen in der Folge noch mehrere Waisen zu sich. — Wie man viele Beispiele einer solchen höheren Aufopferung im Steinthale findet, so sind da noch viel mehr solche

Züge der christlichen Liebe zu Hause, deren Ausübung kein so sehr hohes Opfer forderte. Fällt eine Kuh irgend einem weniger bemittelten Bewohner, so ist sogleich eine Zusammensteuer bereit, wodurch der Verlust ersetzt wird. Ist ein neues Haus zu bauen, so helfen die jungen rüstigen Leute in den Feierabendstunden unentgeldlich dem Eigenthümer bauen. Eben diese jungen Leute sind sogleich willig und bereit, für einen Kranken, oder für alte Leute, die nöthige Feldarbeit zu verrichten.

Schon in dem ersten Jahrzehent seiner Wirksamkeit im Steinthal richtete Oberlin seine ganze Aufmerksamkeit auf die Missionsgesellschaften, welche Friedensboten zu den unglücklichen Sclaven auf den antillischen Inseln und zu andern nicht christlichen Völkern senden, um sie zu trösten, zu unterstützen, und ihnen das Evangelium vom Sohne Gottes als das wirksamste Heilmittel für die Gebrechen ihrer Seelen mitzutheilen. Oberlins Gattin lebte damals noch. Sobald sie erfuhren, daß eifrige Gottesmänner, in jener heiligen Absicht, Vaterland, Freunde und Alles, was in der Heimath ihnen lieb und theuer ist, verlassen, so kamen sie beide überein, all ihr Silbergeschirr zu verkaufen, und dessen Erlös zu jenem schönen Zwecke zu verwenden; außerdem machte der jammervolle Zustand der Negersclaven, welche zum Anbau des Zuckers und des Kaffee's gebraucht werden, so lebhaften Eindruck auf Oberlins Gemüth, daß er lange Zeit sich des Genusses jener Kolonialwaaren gänzlich enthielt. Diesem Beispiele folgten dann auf ihre Weise späterhin auch die Steinthaler.

Schon seit jener früheren Zeit besteht denn in Oberlins Gemeinde ein Verein zum Besten der Missionen. Seine Einrichtung ist folgende: Man versammelt sich an gewissen Abenden. Nach Lesung einiger Abschnitte der Bibel wirft man sich auf die Kniee nieder, um Gottes Gnade über das ganze Dorf, die ganze Pfarrei, über alle christlichen Anstalten zu erflehen; hierauf wird eine Steuer für Bibel- und Missionsgesellschaften gesammelt. Noch weit wichtiger aber, als die Summe dieser Geldbeiträge, ist der gute Wille, womit Jedermann giebt. Oberlin hatte seine Gemeinde-Mitglieder immer zu bewegen gesucht, das Zehnttheil ihres Einkommens zu wohlthätigen Zwecken dem Herrn zu opfern.

Aber war es denn auch zu verwundern, daß diese und andere christlichen Tugenden kräftig im Steinthal gediehen, da sie aus dem fruchtbarsten Boden alles Guten hervorwuchsen: aus dem der Liebe? Oberlin selber, der Allgeliebte, war die wärmende irdische Sonne, in deren Strahlen diese Liebe so stark wurde. Welche Gemeinde kann wohl einen Seelsorger treuer und inniger verehrt haben, als die Steinthaler ihren Papa Oberlin, der ihnen 60 Jahre lang von Gott geschenkt war? Im ganzen Thale und seiner Umgegend, unter Katholiken und Protestanten, wurde Oberlins Name mit liebender Begeisterung genannt; wo er in ein Haus kam, war es, als wenn ein Apostel des Herrn, verkleidet in die Gestalt eines liebenden Vaters, hereinträte. Da er nicht jeden Sonntag in den verschiedenen Kirchen seiner Pfarrei predigen konnte, so pflegte

er abzuwechseln. Als er bei zunehmendem Alter den Weg von einem Dorfe zum andern nicht mehr zu Fuße machen konnte, so trafen die Familienväter aus eigenem Antrieb die Einrichtung, daß jeder von ihnen der Reihe nach die Ehre haben solle, ihm ein Pferd zu bringen, und ihn nach dem Gottesdienst über Tisch zu behalten. Es war jedesmal ein Fest für diejenige Familie, die ihren ehrwürdigen Pfarrer besitzen durfte, und für den letzteren ein willkommener Anlaß, sich über ihre geistlichen und leiblichen Bedürfnisse mit ihnen zu unterhalten; nach Tische ließ er sich die Kinder des Hauses dem Alter nach vorstellen, sprach ihnen an's Herz und beschenkte sie.

8.
Der Tod der Magdalena Oberlin und die Zeiten der Revolution im Steinthal.

Im Jahre 1784 (am 18ten Januar) starb Oberlins Gattin. Von dieser theuren, treuen Seele wäre viel zu sagen. Sie hat ein segensreiches Leben im Glauben und in der Liebe des Herrn gelebt; sie war eine eifrige Gehülfin ihres Mannes am Werke des Herrn; ihr ist ein neuer Name gegeben, welchen Niemand kennt, als der ihn empfing. Von den neun Kindern, welche sie geboren, waren zwei ihr in die Ewigkeit vorangegangen, *ihr jüngstes Kind war erst 10 Wochen alt, als sie starb.* Dieser Schlag traf unsern Oberlin ganz unerwartet. Wie vom Donner gerührt, blieb er einige Minuten in grausenhaftem Schweigen, dann aber fiel er auf die Kniee nieder und brach in ein Dankgebet aus, daß Gott diese treue Dienerin zu seiner ewigen Freude geführt habe. Von nun an war er ergeben und gefaßt; kein Murren, keine Klage kam über seine Lippen. Er vermählte sich nie wieder, und man kann sagen, er hat nie aufgehört, mit seiner Vollendeten in Verbindung zu seyn; ja, es war feste Ueberzeugung des merkwürdigen Mannes, daß selbst eine nähere, persönliche Verbindung der abgeschiedenen Seelen mit ihren lieben Hinterbliebenen in gewissem Maße möglich sey. Sein schon frühe reges Sehnen, abzuscheiden und bei Christo zu seyn, wo er auch seine geliebte Hingeschiedene finden würde, war von nun an auch inniger und

dringender als jemals, obgleich Gott dieses Sehnen noch länger als 40 Jahre ungestillt ließ. Denn gerade ein solcher Pilgrim und Fremdling, dessen Thaten alle im Angesicht der Ewigkeit geschahen, der bei jeder derselben gedachte, diese könne die letzte seyn im Leben, war am meisten geeignet, um gute Frucht zu schaffen, in der Kraft seines Herrn. Ein solcher suchet nicht das Lob oder den Lohn, welchen Menschen geben, fraget nicht nach ihrem Urtheil, sondern nur nach dem Urtheil des Richters, vor dessen Angesicht er vielleicht heute oder morgen stehen wird. Ihm ist das leibliche Leben ein Gewand, das er ohnehin schon in der Hand hält, um es auf immer zu den Füßen seines Herrn abzulegen, darum fürchtet er sich nicht vor Denen, welche nur den armen Leib tödten können, er vermag, gleich wie Einer, der unter dem Obdach einer festen Burg stehet, mit dem Schauer des Regens, so mit dem Dräuen der sterblichen Feinde und Würger zu scherzen. Diese Obmacht des Christenmuthes über die Furcht des Todes zeigte sich an unserm Oberlin ganz besonders während der Schreckenszeit der französischen Revolution.

Damals (ich erzähle hier wieder, was mir ein trefflicher Arzt in Frankfurt am Main erzählte, der Oberlin kannte und in ihm den Herrn liebte, der auch ihm von Herzen theuer ist) kam selbst in das einsame Steinthal der Befehl der neuen Regierung: die gewöhnliche gottesdienstliche Feier solle aufhören; die Gemeinden sollten sich einen Präsidenten wählen, dieser einen Bruder Redner ernennen, und dann sollten an gewissen Tagen Versamm-

lungen gehalten werden, bei denen der Bruder Redner gegen die Tyrannen sprechen, und mit der Gemeinde sich über die Mittel berathen solle, die Tyrannen abzuschaffen. Selbst im Steinthal fehlte es nun wohl damals nicht an mehreren solchen, denen diese neue Sache ganz verführerisch neu und anlockend vorkam, und die auch gerne das mit und nachgemacht hätten, was die große Nation ihnen vormachte.

Der Pfarrer Oberlin ließ demnächst seine Gemeinde unter der Linde zusammenkommen. Er las ihr das eingegangene Schreiben vor, und fügte hinzu, es sey der Befehl ihrer welschen (so nannten die deutschen Bewohner des Steinthals die Franzosen) Regierung, und da es die Obrigkeit geböte, müsse man auch gehorchen. Er hielte es für gut, auch heute gleich zu den nöthigen, vorläufigen Berathungen zu schreiten. Zuerst müsse ein Präsident gewählt werden, und da er als der bisherig gewesene Pfarrer des Ortes für heute wohl noch einmal sich das Recht nehmen dürfe, seine Meinung zuerst zu sagen, so gäbe er seine Stimme dem bisherigen Schulmeister des Ortes, und schlage diesen zum Präsidenten vor. Der Schulmeister sträubte sich zwar etwas gegen diese Wahl, aber Oberlin bestimmte ihn bald, sie anzunehmen, und so wurde denn die Wahl des Bruders Schulmeisters zum Bruder Präsidenten einstimmig von den Bauern bestätigt. Jetzt war nun die Reihe an dem Präsidenten, aus der Mitte der Versammlung Jemand zum Bruder Redner zu ernennen. Wer paßt sich aber dazu besser als der bisherige Pfarrer

Oberlin! Die Wahl wurde mit lautem Beifallrufen der Versammlung bestätigt.

„Jetzt ist nun die Frage," sagte Oberlin, „welches Haus und welchen Tag wir zu unsern Versammlungen (Clubbs) wählen wollen? Das Haus des Bruder Präsidenten hat nur eine Stube: die Schulstube. Da geht aber kaum die Hälfte von uns hinein, besonders da auch die Weiber werden gern zuhören wollen; im bisherigen Pfarrhause ist auch der Raum gering, und so wüßte ich eben doch im ganzen Steinthale kein schicklicheres Haus zu unsern Clubbs, als die bisherige gewesene Kirche." — Die Bauern gaben hierzu allgemein ihren Beifall. — „Was nun den Tag der Versammlungen betrifft," sagte Oberlin, „so ist der Montag unschicklich, weil da Viele nach Straßburg zu Markte fahren, eben so Mittwoch und Freitag. Ich dächte aber doch, der schicklichste und bequemste Tag zu unseren Versammlungen wäre der bisherige und gewesene Sonntag, und zwar vorzüglich die Vormittagszeit von 9 Uhr an." — Die Bauern gaben auch hierzu ihren Beifall. Als nun die Bauern am Sonntage in die Kirche kamen, und, mit ihrer allgemeinen Bewilligung der Bruder Redner die Kanzel zum Rednerstuhl gewählt hatte, las derselbe abermals den Befehl der Regierung vor. „Dieselbe," sagte er, „will also, wir sollen gegen die Tyrannen reden, und über ihre Abschaffung uns berathen. Tyrannen sind nun in der alten Zeit solche und solche gewesen, und die haben dies und dies gethan. Hier in unserem stillen Steinthal haben

wir nun freilich keinen dergleichen Tyrannen, es wäre daher vergeblich, gegen einen solchen zu sprechen. Ich wüßte euch aber dennoch Tyrannen zu nennen und zu beschreiben, die nicht blos im Steinthal und in euern Häusern, sondern sogar in euern Herzen wohnen. Und gegen diese Tyrannen (Mord, Ehebruch, Hurerei, Fleischeslust und alles gottlose Wesen) will ich also hier reden, so wie ich euch dann auch das beste Mittel nennen und beschreiben will, diese Tyrannen abzuschaffen, welches kein anderes ist, ewig kein anderes ist, als das dargebotene Heil in Jesu Christo."

Als der Pfarrer eine Zeitlang fortgesprochen hatte, sagte er: „Sollte es nicht besser seyn, für mich und euch, dazwischen auch Eins zu singen. Und zwar, da wir keine andern Lieder können, aus unserem bisherigen Gesangbuche den und den euch Allen wohlbekannten Psalm."

So sangen und beteten die Bauern friedlich und in Gott vergnügt mit ihrem Pfarrer, und viele gute Seelen aus der Umgegend, denen diese Art der Versammlung, und das, was da gesprochen wurde, besser gefiel als jene Clubbs, die man an anderen Orten hielt, sammelten sich um Oberlin und seine Steinthaler, und fanden da Erquickung und Trost in der Zeit jener großen äußern und innern Noth.

In Oberlins Hause fanden Alle gastfreie und liebevolle Aufnahme; die Würgeherren selber, wenn sie kamen. „Einst," so erzählt ein edler Mann, der damals auch in Waldbach verweilte, „sahe ich eins der Häupter der Revolution in Oberlins Hause, und es schien, als hätte

dasselbe in dieser Atmosphäre seine blutgierige Natur verloren, und statt der Wuth des Tigers die Sanftmuth des Lammes angezogen." Im Jahr 1794 erließ unser Pfarrer im Steinthal an das junge, aufgährende Volk seiner Gemeinde ein Sendschreiben folgenden Inhaltes:

„Die aufblühende Jugend ist hochgeachtet und theuer in den Augen Gottes und guter Menschen, wenn sie wahrhaft so ist, wie sie seyn soll: edelgesinnt, muthig, fleißig, bescheiden, fromm, gelehrig, bereit, zum wahren Besten der Ihrigen Alles zu thun und zu opfern, voll Achtung gegen ihre Vorgesetzten, gehorsam der Ermahnung."

„Ich wünsche von Herzen, daß alle Mitglieder der französischen Republik von wahrhaft republikanischer Gesinnung seyn möchten. Ja, möchten sie vorerst erkennen, wie das Wohl des Einzelnen nur begründet werden könne auf das Wohl Aller und des Ganzen, und daß deßhalb jeder Einzelne zunächst nur das allgemeine Wohl bedenken und beachten müsse. Gott siehet hierbei unsern Willen an."

„Wir sind rechte Republikaner, wenn wir nur und lediglich leben, wirken, ringen und streben für das Wohl, das Aller ist; wenn wir durch Beispiel und Lehren unsere Kinder dahin bringen, daß sie Wohlwollen üben gegen Jedermann, daß sie das Heil aller Menschenseelen suchen; begierig lernen alles Das, wodurch sie einst den Brüdern nützen können, vor Allem aber in Kraft und That das Gebot: Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst."

„Endlich sind wir Republikaner, wenn wir unsere Kinder aus allen Kräften vor jenem selbstsüchtigen Geist zu bewahren suchen, der in unsern Tagen mehr als jemals eine Nation beherrscht, welche unaufhörlich das Wort „Bruderliebe“ in ihrem geschwätzigen Munde führt, während jeder Einzelne immer nur für sich selber sorgt, an das allgemeine Wohl aber nur dann denkt, wenn er muß. Ferne sey von uns dieser Geist des Abgrundes, welcher zugleich anti-republikanisch und anti-christlich ist.“

„O möchtet ihr doch, meine jungen Freunde, von nun an wahrhafte Wohlthäter eures Vaterlandes werden, dadurch, daß ihr dem allgemeinen Heil alle eure Kräfte und Fähigkeiten, eure Zeit und Kenntnisse widmet. Dann werdet ihr theuer geachtet seyn in den Augen aller guten Menschen; Gott wird euch schützen, euch lieben, eurem Thun guten Fortgang schenken. Und dereinst wird er euch eure Treue vergelten, euch Ehre, Ruhm, Macht und Seligkeit schenken, wenn er vor allen Schaaren der versammelten Geister zu euch sagen wird: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!“ — Mein Gott, segne die Republik und alle wahrhafte Republikaner. Amen.“

Wir dürfen es übrigens hier, wo wir von Oberlins Geschichte und Verhalten während der Revolution reden, nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, daß derselbe einmal im Jahre 1789 nach Straßburg vor das Schreckensgericht der damaligen Zeit gefordert wurde. Hier sollte

er sich über die Beschuldigung rechtfertigen, daß er seine Gemeinde-Mitglieder beredet habe, Kriegsdienst im Heere Josephs II. zu nehmen. Er war noch nicht frei gesprochen, als die Richter durch den Gang der Untersuchungen selber von seiner wohlthätigen Wirksamkeit im Steinthale so viel erfuhren, daß sie beschlossen, einem solchen ehrenwerthen Mann seine Freiheit wiederzugeben, und sogar ihr Bedauern darüber ausdrückten, daß sie ihn auf einige Zeit in seiner lobenswerthen Geschäftigkeit gestört hätten.

Jener wahrhafte, man darf sagen göttliche Patriotismus, welchen Oberlin in dem eben mitgetheilten Sendschreiben den jüngern Leuten und seiner Gemeinde anempfahl, trieb den merkwürdigen Mann selber zu einer Handlung an, welche von Vielen als ein Thun der frommen Einfalt belächelt, nur von Wenigen aber in ihrem ganzen tiefen Sinne verstanden worden ist. Als in den neunziger Jahren die von dem Directorium der damaligen Regierung statt des baaren Geldes in Umlauf gesetzten Assignaten auf einmal ihren Werth verloren, fürchtete er, dieses möchte einen Fluch über Frankreich bringen. Denn „er selber," wie H. Legrand bei dieser Gelegenheit in einem Briefe an H. Heisch sagt, „war so gewissenhaft, daß er würde gefürchtet haben, Gott, vor dessen Angesicht er ohne Aufhören wandelte, zu beleidigen, wenn er ein Wort oder selbst nur einen Buchstaben ohne die treueste Sorgfalt und Ueberlegung schriebe. Er glaubte, es sey Pflicht, jedem Buchstaben seine Ehre zu geben." — Und nun sollte auf einmal der Buchstabe, den

die Väter und Vorsteher des Volkes selber dem armen Landmann, der Wittwe, den Waisen auf Treu und Glauben, statt des baaren Geldes, in ihre Hand legten, seinen Werth verlieren und zum Lügner werden. Da muß ja das Vertrauen des Volkes zur Regierung schwinden, und die Seufzer der Tausende von Betrogenen werden derselben keinen Segen bringen. Unser Pfarrer im Steinthal hegte die Ueberzeugung, daß in solchem Falle jeder einzelne Patriot die Pflicht auf sich habe, nach Kräften den Fluch vom Lande abzuwenden, und indem er es Gott überließ, ob er einen Segen auf das Beispiel legen wolle, das er hier mit andern gab, veranstaltete er jedes Jahr eine Auction, in welcher er, aus eigenen *Mitteln, seinen* armen Landleuten Ackergeräthschaften und andere nützliche Gegenstände gegen Assignaten verkaufte, welche sie noch in Händen hatten. So gelang es ihm in Zeit von 25 Jahren, den Bewohnern des Steinthals und selbst einigen der umliegenden Ortschaften alle ihre Assignaten um den vollen Werth auszuwechseln. — Dies that ein armer Pfarrer zu Waldbach! — Gewöhnlich schrieb er dann auf die eingelösten Scheine einige Worte; so auf einen, den er am 9ten Mai 1798 ausgewechselt hatte: „So ist denn, Gott sey Dank, meine Nation auch von dieser Schuld, von 125 Franken, auf eine honette Weise entledigt." — So oft er ein solches werthloses Papier auswechselte, gab er denen, von welchen er es empfangen hatte, ein anderes Papier dagegen, worauf er irgend eine werthvolle Stelle aus der heiligen Schrift geschrieben hatte.

Wo wäre wohl im Steinthal und seiner Umgegend eine Familie zu finden, welche nicht ein und den andern guten Spruch oder sonstige Denkzeilen auf diese oder andere Weise aus Papa Oberlins Hand empfangen hätte. Oft schrieb er ganze Brieflein an Alt und Jung. Ein solches Brieflein, das er am 16ten September 1810 an seine Schüler schrieb, als ihm diese zu seinem 70sten Geburtstage einige Blumenguirlanden verehrt hatten, liegt hier in einer englischen Uebersetzung vor mir. Ich theile dasselbe mit.

Meine theuren Schüler!

„Ich bin euch von Herzen erkenntlich für die Ehre, die ihr mir zugedachtet, als ihr mir zur Festfeier meines 70jährigen Geburtstages am letztvergangenen 31sten August so schöne Blumenguirlanden zum Geschenk machtet. Habt Ihr aber wohl auch bedacht, daß eine Ehre, von der man weiß, daß man sie nicht verdient habe, Einen nur demüthigen müsse? Wenn meine armen Dienste für Euch von einigem Nutzen waren, so gebührt die Ehre dafür einzig und allein Gott, der die herzliche Liebe zu Euch in mich gelegt und mir bis hieher die Kraft geschenkt und erhalten hat, den Wunsch meines Herzens zu befriedigen, Euer wahres Wohl zu befördern.“

„Die schönen Blumen, mit denen der große Schöpfer unser Land schmückte, haben Euch die Mittel an die Hand gegeben, mir ein Geschenk Eurer gemeinschaftlichen

Liebe zu machen. Diese Blumen werden bald verwelken, aber der Eindruck, den sie auf mein Herz machten, wird nie vergehen, und es ist mein ernstliches Gebet, daß doch Ihr Alle möchtet zu unverwelklichen Blumen werden im Paradies meines Gottes."

„Möge er Euch segnen, und möge er alle Die segnen, welche mit Ernst und Treue an Euren Seelen arbeiten, damit Ihr wohl gedeihen und recht brauchbar werden möget zum Dienst unsers theuern, lieben Heilandes."

„Aber ich habe noch einen Wunsch, einen Wunsch, der, so alt ich auch an Jahren bin, in meinem Herzen immer jung und frisch bleibt, einen Wunsch, der mir ohne Aufhören im Sinne liegt und alle meine Gedanken beherrscht. Das ist: daß meine Gemeinde ein feierliches Fest vor Gott begehen möchte, das Fest einer allgemeinen Schenkung, an welcher alle Einzelne ohne Unterschied nach Kräften theilnehmen sollen. Einer Schenkung des Herzens, zur Ehre und zum Andenken dessen, und in Glauben an ihn, welcher für uns in Gethsemane blutigen Schweiß vergossen hat, für uns sich schlagen, geißeln, verspeien, mit Dornen krönen und an das Kreuz nageln ließ, damit er uns den Himmel wieder erwürbe, den wir durch unsere Sünden verloren hatten. Dies ist das Geschenk, von welchem ich so von Herzen wünsche, daß alle Seelen in meiner Gemeinde vereint es darbringen möchten: sich selber darbringen und über-

geben dem Herrn Jesus; ein Jeder so wie er eben ist, mit allen seinen Fehlern und Sünden, damit er in Ihm finde Vergebung, Gerechtigkeit, Heilung und Erlösung."

Euer

Euch herzlich liebender Papa

Johann Friedrich Oberlin.

9.
Oberlins letzte Lebensjahre und Lebensende.

Im Jahre 1817 (16ten November) starb der treffliche Sohn unseres Oberlin, Heinrich*). Ein wahrhaft apostolischer Jüngling; brennend in Liebe und Eifer für die Sache und das Haus des Herrn. Als er, seiner Auflösung nahe, verlangte, von Rothau, wo er bei seinem Bruder, dem Arzt, verweilt hatte, in's väterliche Haus gebracht zu werden, erboten sich 12 Männer des Steinthals, ihn nach Waldbach zu tragen. Da jedoch die Luft ihn zu sehr angriff, und man ihn deßhalb in einen bedeckten Wagen zu bringen genöthigt war, gingen jene treu ergebenen Männer voraus, und räumten auf der ganzen, zwei Stunden langen Straße jeden Stein hinweg, auf welchen der Wagen hätte stoßen können.

Der edle Jüngling hatte sich seine letzte Krankheit durch den Eifer im Dienst der nothleidenden Brüder zugezogen, als er auf einer Reise durchs südliche Frankreich, die er zur Verbreitung der Bibel unternommen, eine plötzlich entstandene Feuersbrunst mit löschen half. Er litt lange und viel, so daß er in seinen Beängstigungen mehrmalen sagte: o wie ist das Sterben so hart, so schwer! Einige Augenblicke vor seinem Verscheiden legte er die todtenschwache, zitternde Hand in die Hand seines alten

*) Der älteste Sohn, Friedrich, welcher als Freiwilliger Kriegsdienste genommen, hatte schon im Jahr 1793 den Tod fürs Vaterland gefunden.

Vaters und versuchte diese zu drücken. Darauf wiederholte er mehrere Male die Worte: „Vom Tod zum Leben,“ und entschlief sanft in seinem Heiland Jesus.

Am Tage darauf hielt Vater Oberlin in der Kirche zu Waldbach folgende Predigt:

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: wer mein Wort höret und glaubet Dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht; sondern ist vom Tod zum Leben hindurch gedrungen.“ Joh. 5 V. 24.

„Vom Tod zum Leben, vom Tod zum Leben. Sehet, das ist der Wahlspruch, das Feldgeschrei der Christen, das heißt Aller, welche den Taufbund treu bewahrt haben, und aller Derer, welche, wenn sie auch abgewichen waren, reuig zu ihrem Heiland zurückgekehrt sind, und den Bund mit Ihm vom ganzen Herzen erneut haben.“

„Vom Tod zum Leben. Wie geben diese Worte unserm Geist eine solche Freudigkeit, Hoffnung, solch heitern Blick in das, was künftig ist. Wie tröstlich sind sie uns auf unserm Wege der Mühe und der Thränen, wenn wir zugleich jenen Ausspruch des Apostels dabei im Herzen behalten: „Alle Dinge müssen zum Besten dienen Denen, welche Gott lieben.“ — Ja, alle Dinge und Begebenheiten, traurige wie fröhliche, süße wie bittere, selbst die schweren Trübsale müssen denen zum Besten dienen, welche Gott lieben; zu ihrem wahren, ewigen Heil.“

„Sie alle, diese Leiden, und zwar die bittersten am meisten, sind uns Staffeln, auf denen wir von einer Stufe der göttlichen Vollkommenheit zur andern emporsteigen, näher kommen der Vollbereitung im Glauben und Vertrauen zu Gott, im kindlichen und freudigen Gehorsam gegen seine Gebote, in der Demuth, Sanftmuth, Lauterkeit der Gesinnungen, in der Freude am Wohlthun, in der Liebe und Reinheit des Herzens; mit einem Wort: in allen himmlischen Tugenden."

„Aber indem die Leiden den Christen in den Himmels-Tugenden weiter fördern, führen sie ihn ungleich weiter in der Verähnlichung mit Gott, in der Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes in seinem Innern; höher hinan in die Regionen des Lichtes, näher zu der Wohnung Gottes, unsers Schöpfers und Vaters. Denn der Aufenthalt eines Jeden wird einst desto herrlicher, desto näher am unerschöpflichen Quell aller Seligkeit seyn, je größer seine innere, geistige und sittliche Gottähnlichkeit ist."

„Vom Tod zum Leben. Wie verliert doch durch diese Hoffnung, wenn sie erst in uns fest stehet, der Tod alle seine Schrecken! Gleich mit der Geburt treten wir in den Tod ein: — denn so hat unser Schöpfer und Vater unser jetziges Leben genannt, dieses arme Leben des Scheines, voller Dornen, Qualen und Thränen. Gott hat dasselbe den Tod genannt, und dieses ist es auch, seitdem die Menschen von ihrem früheren, herrlichen Zustand herabgesunken sind; seitdem sie ihr Herz von

Gott hinweg zur Vergänglichkeit gewendet, seitdem sie die Quelle des lebendigen und belebenden Wassers verlassen haben, um sich selber durchlöcherte Brunnen zu graben, in denen entweder gar kein Wasser ist, oder ein bitter salziges, stinkendes, verpestetes und vergiftetes."

„Aber wenn wir unsere Herzen der Stimme des göttlichen Hirten aufthun, der uns so oft zu sich rufet, wenn wir ernstlich trachten nach der unvergleichlichen Ehre und dem Glück, unter die Zahl seiner Schafe aufgenommen zu werden, welche hohe Veränderung geht dann in uns vor, wie werden wir dann aus Menschen dieser Welt zu Menschen Gottes; wie stellt sich dann allmählig das Ebenbild des Herrn wieder in uns dar! Dann werden der Zweck und die Weise unsers Thuns und Handelns ganz andere, denn sie vorhin gewesen; unser Streben geht dann nicht mehr dahin, reich zu werden, oder andere vergängliche Vortheile mühsam zu erringen. O nein, durch die Vereinigung unserer Herzen und Empfindungen mit denen unsers Herrn Jesu werden uns zugleich seine göttlichen Neigungen eingepflanzt, wir suchen ihm dann nach Kräften bei seinem großen Werk zu helfen: das arme Menschengeschlecht von seinen unzähligen geistlichen und leiblichen Uebeln, von seiner furchtbaren sittlichen Verdorbenheit zu erretten, sein (selbstverschuldetes) Elend zu lindern. Sehet, dies ist das Streben, welches die Christen — die Jünger des Herrn Jesu — beseelt, und für Solche hat der Tod, der König der Schrecken, nichts Furchtbares mehr, ja ihnen gilt in gewisser Hinsicht Leben und Tod gleich. Denn, sollen sie

länger auf Erden seyn? — wohlan, so werden sie nach bestem Vermögen den Namen ihres Gottes verherrlichen, ihrem Heiland helfen die Brüder lieben und erretten. Ruft sie der Tod von der Erde ab, nun wohl, sie fahren auch dorten fort, zu dienen an seinem großen Werke, dahin zu arbeiten, daß der Name Gottes werde geheiligt, daß sein Reich allerwegen komme, daß Alle mit Freuden den Willen des Herrn thun."

„Darum wollte der heilige Apostel Paulus nicht selber wählen Leben oder Tod, nicht selber darüber entscheiden, welches von beiden besser für ihn sey, sondern überließ die Wahl Gott. Es liegt mir, so sagt er, beides hart an: Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu seyn, welches auch viel besser wäre. Aber es ist nöthiger im Fleische zu bleiben um euretwillen. — Uebrigens sollte Christus, nur Christus hochgepriesen werden an ihm (und durch ihn), es sey durch Leben oder Tod. Und 2. Cor. 5. V. 15 sagt er: der Herr Jesus ist darum für Alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist. Und Röm. 14. V. 5 und 8 spricht er: Unser Keiner (die wir seine Jünger sind) lebt ihm selber und Keiner stirbt ihm selber. Leben wir (hier in dieser Welt), so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn."

„O meine theure Freunde! wie ist doch der Blick auf ein solches Leben des Jenseits, auf das Land der seligen

Ruhe so erquickend und einladend! — Ich lasse so gern den müden, vergänglichen Leib der Erde: der Herr war hier und wird dort mein Alles seyn."

So gedachte der theure Greis schon am Tage nach dem Tode seines geliebten Sohnes, nicht sowohl des eigenen Schmerzens, als des Werkes der Heiligung der eigenen und anderer Seelen. Heiligung des Herzens, in der Kraft Jesu Christi, das Ringen darnach aus aller Kraft, mit Furcht und Zittern, das war überhaupt ein Lieblingsthema, auf welches er in seinen meisten Predigten zurückkam. Ein Freund hörte den 80jährigen Greis etwa zwei Jahre nach seines Sohnes Tode in Waldbach predigen. Die Kirche war ganz voller Zuhörer, denen man die ernsteste, die innigste Andacht und Aufmerksamkeit ansahe. Als der verehrte Greis hereintrat, standen Alle auf. Er setzte sich vor den Kommuniontisch, der von einem weißen, mit Fransen besetzten Tuche bedeckt war. Er gab ein Lied an. Als dies gesungen war, verlas er ein Gebet, während dessen Alle niederknieten und ihr Angesicht bedeckten. Darauf gab er ein anderes Lied an, und als dies gesungen war, ging er nach einem andern Theil der Kirche hin, wo die Kinder saßen, die er alle bei ihren Namen aufrief, um zu sehen, ob eins fehlte. Dann sprach er ein Gebet, bei welchem abermals Alle niederknieten. Hierauf, während die Gemeinde einen Vers sang, bestieg er die Kanzel. Die Predigt begann mit einem Gebet, dann verlas er seinen Text: Jes. 53. V. 11.: „Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine

Lust sehen und die Fülle haben." Der Vortrag war überaus einfach und herzlich. Er erwähnte der Irrthümer unserer Zeit und warnte seine Zuhörer vor denselben, indem er hierbei vorzüglich und nachdrücklich bei der Wichtigkeit der Heiligung verweilte. „Die," so sagte er, „welche sich der Unmäßigkeit und Ueppigkeit ergeben, ohne ihr wahres Verhältniß zu den ärmeren Brüdern in Betracht zu nehmen, und welche dabei doch sich einbilden, daß sie mit alle dem in den Himmel kommen werden, weil ja Christus für die Sünder gestorben ist, die irren sehr. Nein, das Evangelium sagt anders. Wir müssen uns selbst verläugnen, unsere Untugend *ablegen, ein* heiliges und göttliches Leben führen." *Er warnte ernstlich* vor der Sünde. Man hörte keinen Laut, auf allen Mienen war die größte Aufmerksamkeit zu lesen. Als er geendigt hatte, las er ein Lied, dessen Inhalt die innige Uebergabe an Gott ist. „Meine theuren Freunde," so sagte er, „möge dies das wahre Gefühl unseres Herzens seyn, und als solches laßt es uns singen." Darauf sangen sie:

Zeuch, Herr, mein unbeständig Herz
Durch deine Gnade himmelwärts.
Mein einzig Sehnen laß es seyn,
Zu werden ganz, o Jesu, Dein;
Nur Dein, mein Gott, nur Dein.

Laß mich bei allem meinem Thun
Doch stets in dem Gedanken ruh'n:
Daß ja mein Hoffen ewiglich
Gegründet ist, o Herr, auf Dich;
Auf Dich, mein Gott, auf Dich.

Wo ich auch sey, da siehst du mich;
Wo ich auch sey, da fass' ich Dich,
Gescheh dann, was du willst, mit mir:
Laß mich nur bleiben fest an Dir;
An Dir, mein Gott, an Dir.

Mich kümmert nicht die ganze Welt,
Wenn Deine treue Hand mich hält;
Und was mir etwa fehlet hier,
Das find' ich ja, mein Gott, in Dir;
In Dir, mein Gott, in Dir.

Nach der Predigt wurden zwei Kinder gebracht zur heiligen Taufe, dann, nachdem auch diese heilige Handlung vollendet war, sprach der gute Alte den Segen. Während die Gemeinde aus der Kirche ging, wurde noch ein Vers gesungen. Die, welche zunächst bei der Thüre waren, gingen zuerst hinaus, Alle in bester Ordnung und still. Die Kirche hat zwei Thüren; die Kanzel steht so, daß der Prediger die ganze Gemeinde vor seinen Augen hat; vor der Kanzel der Kommuniontisch. Alle Zuhörer sitzen auf Bänken. Unter der Emporkirche sind einige Gemälde, vor allen das Bild unsers Heilands am Kreuze.

In der That, es waltete in dieser Kirche, wenn Oberlin in ihr das Wort vom Kreuz und von der Kraft Gottes verkündete, ein Geist der Gnade, welcher mit „Seiner Kirche" war, ehe es römisch-katholische, oder sogenannte evangelisch-lutherische und reformirte Christen gab, und welcher bei ihr seyn wird, wenn es einst blos schlechthin „Christen" ohne weitern Beisatz geben wird. Ein katholischer Fuhrmann aus Schirmeck, der einst un-

ter Napoleons Fahnen gedient hatte, fuhr den Edmund Clarke und seine Begleiter nach Waldbach. „Sie wollen gewiß unsern guten Pfarrer Oberlin besuchen, meine Herren?“ fragte er seine Passagiere. „Ja, aber wie kennt Ihr ihn?“ — „Ich, ihn kennen? Den hab ich gar manchmal predigen hören.“ — „Aber Ihr seyd ja katholisch?“ — „Ja, das sind wir Bewohner von Schirmeck, aber das hindert uns nicht, zuweilen den guten Pfarrer zu Waldbach predigen zu hören. — — Oft macht er, daß wir heiße Thränen weinen. — — Als ich Soldat war, ich bekenne es Euch offen, war ich nicht besser, als die Andern; wenn ich aber noch jetzt den Pfarrer Oberlin predigen höre, muß ich erkennen, daß ich auch jetzt noch nicht sonderlich gut bin.“

Ueberhaupt machte in der Wirksamkeit des Wortes von der Erlösung, Sündenvergebung und Heiligung, welches Oberlin sprach, die Confession keinen Unterschied; denn Jeder, der Gott liebte, er sey welcher er wolle, fühlte und erkannte die Gotteskraft in diesen Worten. „Seyd Ihr,“ so fragte er einen katholischen Edelmann, der im Jahre 1820 zu ihm ins Steinthal kam, „seyd ihr ein Christ, mein theurer Freund, dann sind wir von einer und derselben Religion. Wenn ihr an das gänzliche, natürliche Verderben der menschlichen Natur glaubet, an die Nothwendigkeit der Reue und Wiederkehr zu Gott, und daran, daß wir nur durch seine Kraft und seinen Beistand, den wir uns im Gebet erflehen, besser werden können; dann sind wir von einer und derselben Religion. Lasset

uns Alle nur den Fußstapfen unsers Herrn unverrückt folgen." —

Nach dem Tode seines lieben Sohnes Heinrich hatte Oberlin wiederum ein Saatkorn mehr für den Morgen-Aufgang der Ewigkeit in den Gottesacker der Kirche von Waldbach beigelegt. Wo möglich war ihm dieser liebe Ort jetzt noch lieber geworden. Wie hätte er auch, schon früher, sich jemals den Gedanken an eine Trennung von seinem Steinthal denken können, so lange nur von menschlichen Rücksichten die Rede war. Er erhielt, in jüngern Jahren, öfters die vortheilhaftesten Anträge für andere Pfarreien. Er wies diese jederzeit zurück. „Nur Gott selber," sagte er, „soll mich von meiner armen Gemeinde abrufen." Dennoch war er einmal in den früheren Jahren seiner Amtsführung, als seine treue Gattin noch lebte, im Begriff gewesen, aus seiner Gemeinde zu scheiden. Er hatte gehört, daß man in Amerika für eine deutsche Gemeinde einen Prediger des Evangeliums suche, und Keiner wollte sich für die entfernte Gegend finden. Da meinte er, wenn kein Anderer gehen wolle, so müsse er gehen, und seine treue Frau war willig und bereit, mit ihm zu ziehen. Zum Glück jedoch für das arme Steinthal war eben damals der Krieg zwischen Frankreich und Amerika ausgebrochen, welcher Oberlins Abreise verhinderte. —

Es erregte die allgemeine Bewunderung des ganzen Departements, daß das ehehin so armselige Steinthal in jeder Hinsicht so herrliche Fortschritte machte. Seit Ober-

lin da war, hatte jedes Jahr einen Gewinn an größerem Wohlstand und höherer Bildung seiner Bewohner gebracht, und zu einem blühenderen, fruchtbareren Zustande des Thales selbst geführt. Oberlins Name wurde in dieser Hinsicht von Allen, welche die Wirksamkeit des Mannes kannten, in ganz Frankreich, Deutschland, in der Schweiz, ja selbst in Rußland mit Ehrfurcht genannt. Im Jahre 1818 erhielt er als längst verdiente Anerkennungen seines fünfzigjährigen Wirkens von der königlichen Central-Ackerbaugesellschaft in Paris die goldene Preismedaille. Herr François v. Neuschateau sagt in dem Berichte, den er bei dieser Gelegenheit der Gesellschaft vorlegte: „es sey *in Frankreich* noch Brachfeld genug zum Bau von *5000 neuen Dörfern*, und wollte man solche inländische Colonien anlegen, so sey das Steinthal eines der trefflichsten Muster. Ja, man könne sagen, daß von den 30 bis 40,000 bereits bestehenden Landgemeinden, keine, auch die allerblühendste nicht, die mannigfachen Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes so vollständig besitze, als das Steinthal, dessen im Jahr 1770 von Oberlin begonnene Jahrbücher mit großem Vortheil studirt werden könnten."

Einige Jahre vor seinem Tode erhielt Oberlin auch die Dekoration des königlichen Ordens der Ehrenlegion.

Und so war das Steinthal, während des sechzigjährigen Wirkens unsers Pfarrers, aus einer von kaum 600 armseligen, rohen Menschen bewohnten Schweinehut, in einen von mehreren tausend glücklichen, geistig gebildeten Menschen bewohnten Garten umgeschaffen, an welchem

Jeder, der ihn mit offenen Augen sah und sieht, seine Freude hat. Und das Steinthal sahen seit 40 Jahren Viele da Vorbeigehende oder auch seinetwegen in's Elsaß kommende Reisende, welche dann Oberlins Namen und zum Theil auch Spuren seiner Kraft durch alle Länder und Gegenden trugen.

Oberlin war in lebhafter Korrespondenz, besonders mit vielen Leuten von höherem Stande. Es liegt da ein Brief an eine von schwerem Kummer darnieder gedrückte Dame vor uns, aus welchem wir einige Stellen mittheilen wollen. „Ich habe," schreibt er, „zwei Steine von einer Art vor mir. Beide haben völlig die nämliche Farbe, das nämliche klare, reine Wasser, doch ist zwischen ihnen eine merkliche Verschiedenheit des Glanzes: der eine blendet, der andere ist matt: letzteren sieht man nur flüchtig und ohne Vergnügen an. Woher dieser Unterschied? Daher: der eine hat nur wenige Rauten (Façetten), der andere hat deren zehnmal mehr. Diese Façetten werden durch eine sehr gewaltsame Operation hervorgebracht, man muß sie in den Stein schleifen und poliren. Würden diese Steine Leben haben, und hätten sie die Operation fühlen können, so hätte der mit 80 Rauten sich sehr unglücklich gefühlt, und das Loos desjenigen mit 8 Rauten, der folglich nur den zehnten Theil jener Schmerzen ausgestanden hätte, sehr beneidet. Und doch, ist die Operation einmal geschehen, so ist dies für immer. Immerhin bleibt ein sehr merklicher Unterschied zwischen beiden Steinen; der, welcher nur wenig gelitten hat, wird vom andern ganz verdunkelt; letzterer wird allein geachtet und

zieht allein Aller Blicke an sich. Erklärt nicht dieses Beispiel, was unser theurer Heiland gesagt hat, dessen Worte sich immer auf die Ewigkeit bezogen haben: Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden; selig schon, wenn man sie als Einzelne betrachtet, und selig im Vergleiche mit Andern, die nicht durch so viele Prüfungen gegangen sind. O möchten wir uns immer wie Kindlein in seine Arme werfen, uns wie junge Lämmer ihm nahen und ihn immer um Geduld, um Ergebung, um völliges Hingeben in seinen Willen, und um Glauben, Vertrauen und herzlichen Gehorsam gegen die Gebote bitten, die er denen gibt, die seine Jünger seyn *wollen*. Der Herr wird die Thränen von allen *Angesichtern abwischen*." (Jes. 25, 8.)

Der schon erwähnte Präfekt des Niederrhein-Departements, Herr Lezay de Marne, war ein inniger Freund und Verehrer unsers seligen Oberlin, den er oft besuchte; anfangs nur, um seine äußere Wirksamkeit kennen zu lernen und zu bewundern: späterhin aber, als er die Quelle erkannte, aus der jene Wirksamkeit hervorgegangen, um sich da im stillen Steinthal den festen Grund des Christenglaubens, aus welchem alle gute Gabe für Zeit und Ewigkeit hervorgeht, zu holen und zu stärken. So ging nach vielen Seiten hin die Wirksamkeit des Predigers im Steinthal, wie die Blüthen eines Baumes, der seine Wurzel tief in die Erde treibt, eben so kräftig in das Leben der höheren Stände hinein, als in seiner nächsten Umgebung in das Leben des gemeinen Volkes.

Zu Straßburg sah man ihn bis gegen die letzteren Jahre seines Lebens nicht selten. Er reiste dahin, wenn er Arzneien für die Kranken des Steinthals zu holen, oder andere Angelegenheiten seiner Gemeinde zu besorgen hatte. Damit er seinem Beruf und seinem Steinthal unnöthig keine Stunde entzöge, ritt er alsdann mit einbrechender Nacht fort. Am Morgen war er in der Stadt, besorgte seine Geschäfte, besuchte seine Freunde und die Gönner und Wohlthäter seiner Gemeinde, und saß gegen Abend wieder zu Pferd. Sobald dann die Morgenröthe heraufkam, sah man ihn schon im Thal und an seinen Bergwänden emporsteigen, Arzneien und andere Lebensbedürfnisse in der Hand, welche er für die Kranken und Leidenden in der Stadt eingekauft hatte.

Wir wollen nun noch Einiges über die letzten Stunden und Tage unseres seligen Oberlin hinzufügen. Ungeachtet seiner körperlichen Schwäche hatte sich seine Ehrfurcht erweckende Gestalt nicht gebeugt; allein sein Feuerblick war um Vieles gemildert, und das Licht seiner Augen beinahe erloschen. Selten ging er mehr aus, hingegen beschäftigte er sich nun anhaltender, als er früherhin konnte, mit stillem Nachdenken. Aus dieser Zeit sind verschiedene schriftliche Aufsätze, die er hinterlassen hat. Ein im Jahre 1825 abgefaßtes Gegenstück zu Cicero's Schrift: „Vom hohen Alter," scheint sein letzter gewesen zu seyn.

Einer meiner Freunde besuchte den lieben Greis noch in den letzten Monaten vor seinem Ende. Schon der

Anblick und das Verweilen in seinem stillen Hause war erbaulich. Ueberall so reinlich, allenthalben Sprüche und Liederverse schön angeschrieben, die aufs Eine, das noth ist, hindeuten; und aus dem kleinen Familienkreise wehte der Frieden Gottes Jeden an, der fähig war, diesen Frieden in sich aufzunehmen. War der liebe Alte selber nicht da, so sprach und erzählte von seiner christlichen Wirksamkeit Alles, was man hier um sich im Hause sah. Am meisten die fromme, treue Haushälterin, die Louise Schöppler. Von diesem merkwürdigen Glied der Familie muß ich hier doch auch einige Worte hinzufügen. Sie hat fünfzig Jahre in Oberlins Hause treu gedient, und wollte in dieser Zeit nie einen Gehalt annehmen, sondern nur als Freundin der Familie behandelt werden. Sie begehrte von ihrem Herrn immer nur, was sie bedurfte, und wenn ihr dieser zuweilen durch eine dritte Person, ohne daß sie merken sollte, woher es komme, ein Geschenk an Geld zufließen ließ, merkte sie doch jederzeit, wer der eigentliche Geber sey, und nöthigte ihn, die Gabe wieder zurück zu nehmen. Oberlin hatte in einer von ihm hinterlassenen, versiegelten Schrift die aufopfernde Treue dieser Louise geschildert und seine Kinder ersucht, sie als Schwester zu behandeln. Diese wollten sie nun auch Theil nehmen lassen an der kleinen Hinterlassenschaft des lieben Vaters. Louise nahm aber auch jetzt außer der Erlaubniß, im Hause wohnen zu bleiben, nichts von dem Erbtheil an, als den Namen Oberlin, welchen sie seitdem ihrem Namen angefügt hat.

Unser lieber Alter, der sich schon so manches Jahr auf den Tod vorbereitet hatte, ja voll Sehnsucht nach ihm gewesen war, machte, als dieser zuletzt anklopfte, nicht viele Umstände mit ihm, sondern zog sogleich fröhlich mit, wohin ihn der gute Bote führte. Sonntags den 28sten Mai 1826 überfiel ihn Fieberschauer mit Bewußtlosigkeit, welche bis spät in die Nacht anhielt. Am Montag sprach er noch freundliche, doch nur halb vernehmliche Worte mit den Seinen. Genießen mochte er nichts mehr, als einige Tropfen Wassers, zuweilen ließ er sich den Mund mit einem befeuchteten Tuche erfrischen. Am Dienstag hörte man ihn öfters, jedoch ohne alle Ungeduld beten: „Herr Jesu, mach' bald Feierabend, doch dein Wille geschehe." Als am Abend Herr Daniel Legrand ihn besuchte, reichte ihm Oberlin die Hand, zog ihn an seine Brust und sprach mit vernehmlicher Stimme: „Gott segne Sie und die Ihrigen Alle. Er behüte Sie des Tages und des Nachts!" *) Die darauf folgende Nacht war schwer. Convulsivische Zuckungen hatten den lieben Vater sehr geschwächt. Er aber lag freundlich auf seinem Bette, und da sein alter vieljähriger Freund und Lebensgenosse, Herr Legrand, der Vater, am Morgen hereintrat, raffte er sich im Bette auf, umschloß den lieben Freund mit beiden Armen, küßte ihn, faltete dann die Hände betend, segnend, und hielt sie empor, fiel aber hierauf wieder in Bewußtlosigkeit. Die letzte Nacht, vom Mitt-

*) Der selige Greis dachte hierbei an Ps. 121 V. 5. und 6.

woch auf Donnerstag, war mehr für die Umstehenden, als für den Kranken selber schwer. Er war ohne Bewußtseyn und Gefühl, wenn seine heftigen, mit unwillkürlichem Schreien verbundenen Anfälle kamen. Trat aber dann wieder dazwischen ein Augenblick des ruhigen Bewußtseyns ein, da konnte man recht erkennen, was in dieser Seele das Bleibendste war, und mit ihr hinüberging in die Ewigkeit: die Liebe. Er ergriff dann immer die Hand eines seiner anwesenden Lieben und drückte sie an sein Herz. Donnerstag früh um 6 Uhr entblößte er auf einmal das greise Haupt, faltete die Hände und blickte gen Himmel. Der Mund konnte nicht mehr sprechen, die betenden Augen aber sprachen von Himmelsseligkeit und von Liebe. Es war, nur noch in höherer Verklärung, dieselbe Miene, womit er sonst an heiliger Stätte den Segen zu sprechen pflegte über seine Gemeinde. Darauf schlossen sich die lieben Augen und öffneten sich auf Erden nicht mehr. Um neun Uhr begann der letzte Kampf, und bald nach eilf Uhr rang sich der starke, des Aufschwunges zu Gott so lange gewöhnte Geist aus seiner alten morschen Hülle los.

Dem armen Steinthal war heute der gemeinschaftliche Vater und Freund gestorben. Seit fast 60 Jahren hatte er da gelebt und gewirkt und Gott und die Brüder geliebt; nach einer so langen, täglichen Gewöhnung an so lieben Umgang war es, als könnte man die Trennung gar nicht ertragen. Regenwolken, als wollten sie mit den verwaisten Bewohnern des Thales weinen, ergossen

sich über dieses, und bedeckten es wie mit einem Trauerflor; in allen Häusern, bis zur kleinsten Hütte, hörte man Worte der Trauer, sah man weinende Menschen.

Montag der 5te Juni war der Begräbnißtag des theuren Greises. Gegen Mittag zog auf einmal der Himmel seinen Trauerflor ab, die heitere Frühlingssonne beschien die Wälder, die Oberlin gepflanzt, die Felsen, die er mit Grün bedeckt, die Felder, die er fruchtbar gemacht, die Dörfer, die er in den Wohlstand erhoben, die Bäche, denen er Betten gegraben, die Weiler, die Meierhöfe, deren Erbauen er möglich und die er reich gemacht, die Straßen, die er in Felsen gehauen, die Brücken, welche er über Ströme gebaut. Das Thal wurde jetzt lebendig. Eine große Volksschaar aus allen Ständen, von jedem Alter und aus den verschiedenen Confessionen des Landes war aus der Nähe und Ferne zur Leichenfeier herbeigekommen. Aus jedem Hause, aus jeder Hütte kommen die Bewohner des Steinthals hervor, und gehen nach dem Hause des lieben Papa's. Die thränenden Augen, die man bei Allen sieht, die Mienen, die Worte zeigen deutlich, daß der Alte noch ein ganz anderes, unvergänglicheres Werk in den Seelen der Menschen, die Gott ihm anvertraut, hinterlassen, als das ist, das er an Feldern und Wäldern, an Berg und Thal gethan.

Der Sarg steht da in der Studirstube. Hier hat der Alte manchen nur Gott bekannten Kampf im Gebet gekämpft, manches gesegnete Wort zu Jedem, der zu ihm kam, gesprochen, Gedanken der Ewigkeit gedacht, den

Vorschmack des Himmels, wie die Bitterkeit der Erde empfunden. Jetzt ist der Kampf beendet', der Streiter ruht. Die Maires und Kirchenältesten treten herein. Starke Männer, unter den Schrecknissen des Todes aufgewachsen: sie müssen heute doch weinen. Der Sarg wird heruntergetragen in den Hof, unter die Bäume gestellt, die Oberlin gepflanzt. Der Präsident des Consistoriums legt die geistliche Amtstracht, der Vicepräsident das heilige Bibelbuch auf den Sarg, der Maire von Waldbach heftet die Dekoration des Ordens der Ehrenlegion daran.

Jetzt tönen von allen Kirchen im Thale die Glocken, die Bewohner der acht Ortschaften der Pfarreien Waldbach und Rothau nähern sich in geschlossenen Reihen, die Schulkinder, geführt von ihren Lehrern, schließen sich daran. In den Reihen sieht man Viele, die weder dem Steinthal, noch der evangelischen Confession angehören. Herr Steinheil, Fabrikant zu Rothau, hatte dafür gesorgt, daß der Sarg mit einer Glasscheibe versehen worden, durch welche man den Leichnam sehen konnte. Da ging nun der ganze Zug am Sarge vorüber, und sahe noch einmal des lieben Vaters Hülle. Dieses dauerte zwei volle Stunden. Darauf begann der Chor der Sängerinnen das fromme Lied der Christen-Zuversicht, das Lied der Hoffnung über den Gräbern. Die Maires und die Kirchenältesten erhoben den Sarg. Der älteste Greis des Steinthals ging vorher und trug das Kreuz, das auf der Gruft sollte aufgepflanzt werden. Der Zug ging durch die Kirche von Waldbach. Vor dem Altar,

der Kanzel gegenüber, halten die Träger still. Der Mund ist nun stumm, der hier so viel tausend Segensworte gesprochen; Gott lebt noch. Man hatte dem lieben Alten sein Schlafkämmerlein auf dem Kirchhof zu Fouday, eine starke halbe Stunde von Waldbach, bereitet. Der Zug der Leichenbegleiter war so groß, daß die Ersten schon in Fouday waren, als die letzten die Pfarrei von Waldbach noch nicht verlassen hatten. Zu beiden Seiten des Weges sah man Haufen von Menschen, die nicht zum Zuge gehörten, vorzüglich Katholiken, welche nach frommem, schönem Gebrauche, bei der Annäherung des Sarges zum Gebet niederknieten. Jetzt hallte durchs ganze Thal der Gesang der Zuversicht am Grabe, dann wieder abwechselnd, zwischen den einzelnen Strophen, ein nachdenkliches Schweigen. Der Kirchhof war ganz von Frauen in tiefer Leidtracht umringt, welche da knieend beteten. Es waren katholische Christinnen. Der Sarg ward in die Kirche getragen und auf den Stufen des Altars nieder gestellt. Die Kirche hatte nicht Raum für den ganzen Zug; drei Viertheile desselben füllten den Kirchhof und seine Umgebung. Durch die ganze Menge aber ging ein ehrfurchtsvolles Schweigen, Andacht und Ordnung. Einige Frauen, die sonst keinen Raum gefunden, lehnten sich gleichsam zutraulich an den Sarg des lieben Vaters. Selbst die bleiche Hülle, mit dem ehrfurchterweckenden Gesicht, kann kein Grauen, sondern nur Liebe einflößen. Jetzt traten zwei katholische Geistliche in ihrer Amtstracht herein, nahmen Platz bei den Herren Pfarrern des Con-

sistoriums und feierten den Triumphzug des alten Streiters mit. Der Gesang begann:

Jesus, er mein Heiland, lebt,
Ich werd' auch das Leben schauen.
Seyn, wo mein Erlöser schwebt;
Warum sollte mir denn grauen?
Lässet auch ein Haupt sein Glied,
Welches es nicht nach sich zieht?

Die Thränen des Schmerzes werden zu Thränen der Freude.

Der Leichentext, den sich der Selige selber gewählt, war:
Psalm 103, 1—4. „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, Seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat; der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen; der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit," und
Offenb. Joh. 7, 14. „Diese sind es, die gekommen sind aus großer Trübsal, und haben ihre Kleider gewaschen, und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes."

Mehrere Prediger des Wortes, geistliche Söhne und Schüler des Alten, sprachen. Der Sarg sollte jetzt eingesenkt werden. Da erhob sich aus dem Haufen der Umstehenden noch eine Stimme. Es war der treffliche Cantonalarzt aus Schirmeck, Dr. Bedel. Auch ein katholischer Christ, sagte er, müsse jetzt noch einige Worte an Oberlins Gruft sprechen. Was er sprach, drang tief zu

Herzen, weil es ohne kunstreiche Vorbereitung, aus dem Herzen kam.

Die Stimme und Töne des Leides an Oberlins Grab waren verzeihlich, denn sie kamen aus sterblichen Menschen. Nach oben hinauf hat sich aber die Stimme des Leides in einen Triumph- und Freudengesang der Sieger verwandelt; denn der treue Arbeiter ist nun zu seiner Ruhe gekommen; das Gebet der Zeit ist in Ewigkeit erhört; siehe, sein Kleid ist weiß, mit dem Blute des Lammes gewaschen. Er hat geglaubt und bekannt, er sey ein unnützer Knecht, darum hat er nun die Krone des Lebens empfangen, und ist eingegangen zu seines Herrn Freude.

---

*

Anhang.

Bruchstück einer Predigt Oberlins.

(Aus der evangelischen Kirchenzeitung.)

Gewiß haben Alle aus diesen Zügen von Oberlins Leben, diesen Patriarchen, der im Irdischen und im Geistlichen seinen Pfarrbezirk zu einem blühenden Garten machte, und in einem heiteren, beseligenden Alter von der glaubenprüfenden Arbeit seiner jungen Tage schöne Früchte genoß, lieb gewonnen. Mancher Leser wünscht aber doch wohl noch mehr von dem innern Leben des lieben Greises zu erfahren, und möchte gern wissen, wie Vater Oberlin gepredigt hat; daher ist gewiß jedem die Mittheilung aus einer seiner Predigten willkommen, die er im Jahre 1819 in seiner Pfarrei Waldbach gehalten hat. Es ist in derselben viel von Räsonneurs die Rede; wenn nun auch ein solcher Räsonneur kommen sollte, und sollte einwenden, in der Predigt sey doch gar zu wenig dialektische Bewegung des Gedankens, Schwung der Rhetorik, Weichheit der Empfindung, der mag zuerst auch, wie Vater Oberlin gethan hat, aus einem Steinthal einen Garten Gottes machen, und dann mag er wieder kommen und räsonniren, wenn er noch Lust hat. Diejenigen, welche den greisen Knecht Gottes, Jänike, in Berlin gehört haben, werden in dem greisen Oberlin sein

Ebenbild finden. — Der Text war, Hebr. 2, 10. „„Der Tod unsers Heilandes ist ein großes Geheimniß. Wie viel mehr wußte Paulus davon, als wir, und doch nennt er es ein Geheimniß, ja, meine Freunde, ein Geheimniß. Wenn wir in der Ewigkeit sein werden, dann werden wir mehr davon lernen, dann werden wir es auslernen, ja auslernen. Die Engel können es auch nicht ergründen, aber im Vergleich mit ihnen sind wir hienieden doch nur ABC-Schüler. Die Herren Räsonneurs aber, die wollen Alles ergründen. Sie sagen: „wie kann Gott Mensch geworden seyn und gelitten haben? ein Mensch ist ein Mensch, und ein Gott ist ein Gott." Die Thoren, können sich doch auch die Menschen in mehrere Personen verkleiden. So ist der Bürgermeister von Waldbach, wenn er in seinen Magistratsgeschäften ist, Bürgermeister, wenn er zu Hause ist, ist er Ehemann, Vater, und wenn er unter uns ist, meine Lieben, dann ist er euer Gevatter. Als Ludwig XV. nach Straßburg kam, da war ich vier Jahre alt, das war ein Fest, wie ich nie eines gesehen habe, die ganze Stadt war erleuchtet, es gab Spiele, Tänze, Concerte auf allen Gassen. Das Wesen, meine Lieben, hatte statt, weil er in seiner ganzen Königlichen Majestät eingezogen war. Ihr könnt euch vorstellen, was für Geld dies der Stadt kostete. Der Kaiser Joseph II., von dem habe ich euch oft erzählt — das war ein braver und würdiger Mann. Dieser Joseph war noch ein größerer Herr, als Ludwig XV., denn er war Kaiser. Nun denkt einmal, als der nach Straßburg kam, kostete es der Stadt nicht

einen Sous. Ihr wundert euch, meine Lieben. Sehet, das kam daher, weil er sich als Bürger verkleidet hatte, und doch war er Kaiser. Ihr sehet also, daß dieselbe Person sehr verschiedene Rollen spielen kann. Seht, ich auch, ich bin euer Pastor, und doch bin ich auch euer guter Freund Fritz Oberlin. Nicht wahr, ihr versteht das? Nun jene Herren Räsonneurs, die verstehen das nicht, und sagen: wie kann ein Gott Mensch werden? Hier heißt es: Le savoir rend quelquefois bêtes, oui bêtes. Aber das ist noch nicht Alles. Diese Herren, die lange auf den Universitäten studirt haben, und so gelehrt sind, so *gelehrt*, daß man sich fürchtet, diese räsonniren *weiter*: „Wozu war es nöthig, daß Gott Mensch wurde und auf diese Weise erlös'te; konnte er uns nicht durch eine einzige That seiner Allmacht erlösen?" Aber die Herren Räsonneurs haben zuweilen ein kurzes Gesicht. Gott wäre dann ja ungerecht gewesen; er mußte ja die Sünden bestrafen, und doch wollte er auch die Menschen retten. So mußte er also selbst die Strafe für unsere Sünden leiden. Aber er selbst kann nicht leiden, sonst wäre er nicht mehr der selige Gott. Meine lieben Freunde, ihr seht, daß es also nöthig war, daß Gott einen Körper wie den unsrigen annahm. Ja, und das hat der liebe Gott gethan; so sehr liebte er seine Kinder, so sehr trug er sie auf seinem Herzen, um sie zu erlösen. Und da er sah, daß seine Geschöpfe sich nicht von selbst zu ihm erheben könnten, und nicht wußten, wie sie daran waren, ist er zu ihnen herabgestiegen — denkt einmal, meine Lieben, er ist selbst zu

ihnen gekommen, um mit ihnen zu reden, um ihnen zu sagen, daß er alles für sie leiden wollte, um ihnen den Himmel zu öffnen. Wer hätte je ein solches Erbarmen sich einfallen lassen! O, das sind wohl Dinge, die niemals in eines Menschen Herz gekommen sind. Nun könnt ihr verstehen, was Paulus damit meint, wenn er sagt: es geziemte sich, daß Christus litte. Von diesen großen, tröstlichen Nachrichten wollen die Gelehrten nichts, das ist für sie ein Galimathias. Auch hat sie unser lieber Heiland nicht den Professoren der Universität Jerusalem verkündigt, vielmehr nennt er jene Herren Gelehrten und Doktoren, Vipern und übertünchte Gräber. Er verkündigte sie armen Bergbewohnern von Galiläa, es war ein armes Land, arm wie das Ban de la Roche. Jesus war auch aus Galiläa, er war auch ein Bergbewohner, ein armer Dorfzimmermann. Die Professoren von Jerusalem konnten mit ihrer lieben Vernunft nicht begreifen, daß der Messias in so armer Gestalt als Zimmermann sollte erschienen seyn. Sie sagten: „Kann denn aus Galiläa, aus einem so armen Lande, wo so rohe Leute wohnen, was Gutes kommen?“ Nein, meine Herren Professoren, für Sie ist auch nichts Gutes daher gekommen, Sie sind viel zu weise und gerecht. Unser Erlöser ist gekommen, diejenigen zu rufen, die Sünder sind, und sich nicht für gerecht halten. Es wird euch sonderbar erscheinen, daß Gott, um uns zu retten, sich in einen armen Zimmermann verkleidet habe. Sehet, er wollte dasselbe Mittel zu unserer Erlösung anwenden, was Satan zu unserm Verderben an-

gewandt hat, da er das Ansehen einer Schlange annahm. Was den Teufel anbetrifft, denket einmal, wie viele Pfarrer es gibt, die von ihren Gemeinden bezahlt werden, um ihnen zu predigen, was in der Bibel steht, und die zu sagen wagen, daß es keinen Teufel gibt, während doch die Bibel überall davon spricht. Das sind böse Leute, solche Pfarrer, mit denen muß man nichts gemein haben. Nun, ich sagte, der Teufel hat sich verkleidet, um die Eva zu verführen, und da es ihm gelungen war, sie zum Ungehorsam gegen Gott zu verleiten, so wurde zuerst Adam und dann auch alle andere Menschen Uebertreter des göttlichen Willens. Unser Heiland nun kam auf die Erde, als ein armer Mensch verkleidet, nimmt zu seinen Schülern auch nur arme Leute, und predigt durch ganz Galiläa und Judäa bis nach Jerusalem hin, in den Bart der gelehrten Doktoren. Das mußte er thun, um Gott angenehm zu seyn. Viele, viele Leute folgten unserm Heiland, fanden seine Lehre vortrefflich und thaten Alles, was er von ihnen forderte. Der Teufel, da er sah, daß er täglich von seinen Unterthanen welche verlor, gerieth in Zorn, und faßte den Beschluß, daß Jesus sterben sollte. Um in seinem Plane zu reüssiren, dachte er, gebe es keine besseren Leute, als die von den Universitäten, die gewöhnlich nur gar zu gerne sich seinen Einflüsterungen hingeben. So begiebt er sich denn mitten unter die Professoren von Jerusalem, er facht die Wuth in ihren Herzen an, und giebt ihnen den Gedanken ein, sich Jesu's zu entledigen. Dann kommt der Teufel in die Hölle voller Freude, und

zeigt an, daß man Jesum tödten würde. Das war eine große Freude für die Dämonen, sie glaubten Alles gewonnen zu haben. Aber sie sahen sich übel getäuscht, als sie erkannten, daß gerade dies Gott beschlossen hatte. Jesus mußte den Kreuzestod dulden, die Gerechtigkeit Gottes durch dieses Opfer befriedigt werden, so konnte die Barmherzigkeit Gottes gegen uns ihren freien Lauf haben. So viel wissen wir jetzt davon, in der Ewigkeit werdet ihr darüber noch Wunderbareres zu erfahren bekommen. Unterdeß laßt uns der schönen Güter recht freuen, welche uns der Glaube gibt, und laßt uns recht wachsam seyn. Noch ein Wort, meine Lieben! Als unser Erlöser auf Erden wandelte, erzählte er seinen Jüngern beim Unterrichte schöne Geschichten. O, es ist eine schöne Sache um Geschichten, man behält sie so lange. Nun, ich werde euch zum Schluß auch noch eine Geschichte erzählen. In einem Dorfe in Deutschland war ein Ehepaar, das Gott fürchtete, sie gehörten zu jenen lieben Seelen, die Gott mit Furcht und Zittern lieben. Gott schenkte ihnen einen Knaben. Als der Tag seiner Taufe herankam, beteten sie herzlich zum lieben Gott, er möchte ihn doch in das Blut seines Sohnes taufen, und eine neue Kreatur daraus machen. So verlangen immer Aeltern, die wahre Christen sind, herzlich darnach, daß doch auch ihre Kinder Knechte Christi werden möchten, und bitten ohne Unterlaß Gott darum. Das Kind wurde groß, und da es heranwuchs, merkten die Aeltern bald, daß Gott ihr Gebet erhört hatte. Es hatte einen beispiellosen Gehorsam. Wenn die Aeltern

es hießen auf die Wiese gehen, um Futter für die Kuh zu holen, oder in den Wald um Holz, niemals hörte man es Nein sagen, oder sah man es eine verdrießliche Miene machen. In der Schule war es fleißig und lernte auch im Kurzen lesen und schreiben. Alle Leute im Dorfe priesen seine Aeltern glücklich, daß sie einen solchen Sohn hatten. Als die Zeit der Konfirmation gekommen war, o da hätte man sehen sollen, wie gut er seinen Katechismus auswendig wußte, und wie trefflich er die Wahrheiten unserer heiligen Religion verstand; denn er liebte seinen Heiland herzlich, und das machte ihn zum wahren Christen. Als nun sein Pfarrer ihn herbeirief, um am Altare niederzuknieen, um unserm Heiland Treue für das ganze Leben zu versprechen, da weinte das liebe Kind, da weinte es recht von ganzem Herzen, seine Augen schwammen ganz in Thränen. Und warum weinte es denn? Weil es wußte, daß sein lieber Heiland für seine Sünden am Kreuze gestorben war. O, es hätte tausend Leben für ihn lassen mögen, tausend Leben! Nun, meine Lieben, die Aeltern ließen den Knaben das Weberhandwerk lernen. Ich weiß nicht, ob ihr wißt — ja Mehrere von euch wissen nicht, daß die Handwerker wandern müssen, um sich zu vervollkommnen, von Stadt zu Stadt, von einem Meister zum andern, und von jedem lernen sie etwas. Der junge Mensch sollte nun auch wandern, er war nicht so stolz, daß er, nachdem er ausgelernt hatte, nichts mehr lernen zu können meinte. Seine Aeltern gaben ihm den Segen, und so ging er fort, wenn's ihm gleich wehe that. Er kam von einer Stadt in

die andere, arbeitete immer bei andern Meistern, die ihn alle lobten, bis er endlich nach Ungarn kam. Hier fand er einen braven Meister. Zuerst achtete man nicht auf ihn. Als man aber sah, wie emsig er sein Werk trieb, (denn, meine Lieben, es war eine Freude, ihn arbeiten zu sehen; sein Herz immer zu seinem Erlöser erhoben, ließ er sein Rädchen laufen, und brachte mehr Arbeit zu Stande, als zwei andere Arbeiter) als man ferner sah, daß er nicht zur Messe ging, und daß er dennoch des Sonntags nicht wie die andern Gesellen zum Trinken und Tanzen ausging, sondern sich in die Stube verschloß und in der Bibel las, die er bei sich hatte, so bekamen seine Leute Verdacht, und die Frau sagte am Ende zum Meister: „Höre, der Geselle scheint ein Hugenotte zu seyn, solltest du ihn nicht gehen lassen, damit du nicht Unannehmlichkeiten seinetwegen hast?" Denn, ihr müßt wissen, meine Lieben, daß man in jenem Lande sehr katholisch ist, so katholisch, daß man die Christen nicht duldet. „Nein," sagte der Meister, „ich will ihn nicht gehen lassen, er ist mein bester Geselle, und an seiner Aufführung ist nichts auszusetzen." So ging denn der liebe junge Mann seinen Gang immer untadelhaft fort. Von Morgens früh an, sah man ihn sein Rädchen drehen und dabei geistliche Lieder singen. O, wie Alles so gut von der Hand geht, wenn das Herz dabei immerfort auf Gott gerichtet ist! Am Abend, wenn man nicht mehr zur Arbeit gut sehen kann, was wir im Ban de la Roche „Ferobe" (Feierabend) nennen, ging er geschwind in die Küche und sah, ob die Frau auch Holz

hätte, holte welches, brachte Wasser, sah, ob die Kuh zu fressen hatte, und dergleichen. — O, meine Lieben, da sprach die Frau nicht mehr davon, daß man ihn fortschicken sollte, da sagte sie nicht mehr: Es ist ein Hugenotte, sie liebte ihn herzlich, und nannte ihn nur ihren lieben Kameraden. Sie that ihm auch alles zu Gefallen. Wenn sie manchmal seine Suppe verbrennen ließ, war sie untröstlich, er aber sagte zu ihr: „das schadet nichts; für so eine arme Kreatur, wie ich, ist das alles gut genug," denn ihr wißt, die Christen sind genügsam, zufrieden mit Allem, was man ihnen giebt. Nun, sein Meister und die Meisterin hatten ihn so lieb, daß sie gar nicht mehr ausgehen wollten, wenn er nicht dabei war. Eines Tages war nun der Meister und seine Frau zu einer Hochzeit gebeten, aber sie schlugen es aus, weil sie nirgends hingehen wollten, wo nicht ihr lieber Kamerad dabei wäre. „Nun," hieß es: „so bringt ihn mit, da haben wir noch einen Gast mehr." „Aber," sagte der Meister: „er ist nicht von unserer Religion, er macht das Kreuz nicht mit, er hält Freitags nicht Fasten, aber er ist ein Heiliger, er tanzt nicht wie wir, er trinkt nicht, er macht keine unerlaubten Späße." „Nun, das schadet nichts," hieß es, „bringt ihn nur mit, wir möchten ihn selbst gerne kennen lernen." Am Hochzeitabend nimmt also der Meister den lieben Gesellen mit, und stellt ihn der Gesellschaft vor, die ihn erwartete, und auf ihn gespannt war. Ihr hättet sehen sollen, wie sie ihn jetzt bewunderten. „Wie er so sanft, so angenehm ist!" hieß es. „Wenn er auch ein Hugenotte

ist, man muß ihn doch lieben.“ Beim Abendbrod ließ der Vater der Braut, dem er so sehr gefallen hatte, ihn neben sich sitzen. So stark ist die Kraft, welche die Christen zuweilen über die Gemüther ausüben. Weil sich die Aufmerksamkeit so auf ihn gerichtet hatte, so paßte alles auf, wenn er sprechen würde, und dann waren sie still. Und was denkt ihr, was er sprach? Nur von Gott und seiner Güte und seinem Erbarmen mit den Menschen. Nun war das Essen zu Ende, nun machte man Alles zum Tanze zurecht, die Lichter wurden an den Wänden angezündet, die Bänke bei Seite gestellt, die Musikanten kamen. Da wollte sich der junge Mensch entfernen, „er tanze nicht, und wolle also das Vergnügen der Gesellschaft nicht stören.“ Dringend aber bat ihn der Gastgeber zu bleiben, und setzte endlich auf seine Entschuldigung, daß er nicht tanze, hinzu, so möchte er doch seine Tochter an die Hand nehmen und mit ihr wenigstens um den Saal in die Runde gehen, um ihn so einzuweihen. Das that er dann mit so viel Bescheidenheit und Einfachheit, daß Alle davon entzückt waren, er führte sie bei allen Gästen herum, und dann zu ihrem Bräutigam zurück, indem er der Ehe allen göttlichen Segen wünschte. Im ganzen Saale ward es stille, um zu hören, was er sagte. Die Gelegenheit benützte er, und da ein Krucifix im Saale hing, so wies er sie darauf hin, und beschrieb ihnen alle Leiden, die der Herr Christus für unsere Sünden erduldet hat. Er sprach sehr lange, und beschwor sie Alle, diesem Jesus ihre Herzen zu opfern. Alle weinten. An den Tanz dachte man

nicht mehr, die Musikanten wurden bezahlt und fortgeschickt, und der liebe junge Mann unterhielt sich mit der Gesellschaft von dem Glück, wovon sein Herz voll war, und was allen denen geschenkt wird, welche Gott lieben. — Das, das heißt ein wahrer Christ seyn, der ächte Früchte bringt. Von dem Augenblick an verlangte man nach dem jungen Mann in allen Familien, damit er mit ihnen von der Erlösung der Sünder spräche, und er hatte die Freude, viele Seelen zu bekehren. Aber nun ist es, glaub' ich, Zeit, zu endigen, meine Lieben. Lasset uns nun noch etwas zum Lobe Gottes singen.""

Hätte man vom Vater Oberlin nur Predigten dieser Art von der Kanzel, *) so möchte es seyn, daß man ihn für einen schlechten Prediger hielte. Aber es ging ihm wie dem Vater Jänike, seine besten Predigten waren nicht von der Kanzel. Ein verehrter Mann schrieb etwa im Jahr 1817 aus Berlin an einen Freund: „Ich muß Ihnen doch auch von der letzten Predigt unsers Jänike etwas mittheilen. Der Medizinalrath Dr. K. besuchte neulich einen vornehmen Mann. Als er fort ging, bat ihn der Bediente, er möchte doch einmal zu einem armen Mann hinaufgehen, der in einer Dachstube lag. Er fand einen sehr kranken Patienten im großen Elende der Armuth ganz allein, er verordnete eine Arznei, und ermahnte, sie

*) Daß übrigens Oberlin auch in anderer Weise gepredigt habe, bezeugt schon die oben auf Seite 85 bis 89 mitgetheilte Stelle eines seiner Kanzelvorträge.

zu rechter Zeit holen zu lassen. „Sie haben doch Jemanden, der es Ihnen holt?“ „Nun, ich werde schon sehen,“ war die Antwort. Der rechtschaffene Arzt drang stärker in den Kranken, ob er denn auch Aufwartung habe? Endlich, nach manchem Zögern, kam die Antwort: „Ich will es Ihnen nur gestehen, jeden Abend kommt der Prediger Jänike, und besorgt mir Alles, was ich bedarf.“ In solchen Predigten war auch Vater Oberlin so stark, und die waren die Folie für die Predigten auf der Kanzel, wenn diese einer bedurften.

Berichtigungen.

Seite	38	Zeile	2	von	unten:	Steinthales statt Steinthalers.
"	41	"	5	"	"	herzliches statt herrliches.
"	67	"	7	"	"	ansehnlicher statt ahnsehnlicher.
"	73	"	1	"	"	eingedenk statt eindenken.
			und			
"	74	"	1	"	oben:	
"	84	"	15	"	"	noch heute statt auch heute.
"	89	"	12	"	"	in seiner statt und seiner.
"	90	"	12	"	"	den andern statt mit andern.
"	91	"	13	"	"	zudachtet statt zugedachtet.

Schubert, Gotthilf Heinrich von,

Züge aus dem Leben des Johann Friedr. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthal, hrsg. von G. H. von Schubert

Nürnberg 1855